

Hinterland

55/2023 9,00 euro

fluchtwege



1
Wohnen



2
Nachbarn



3
Anziehsachen



4
Sex



5
Bayern



6
Essen



7
Rassismus



8
Integration



9
Arbeit



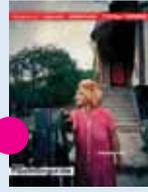
10
Polizei



11
Lager



12
Links



13
Antiziganismus



14
Alter



15
Afrika



16
Sortieren



17
Jubiläum



18
Grenze



19
Abschiebung



20
Paternalismus



21
Unterhaltung



22
Gut vernetzt



23
Reisen



24
Sprache



25
Asyl



26
Liebe



27
Fluchthilfe



28
Was tun?



29
Dublin III



30
Was geht?



31
Mob



32
Sicher



33
Kaputt



34
Privat



35
Abschiebung



36
Strategie



37
Stadt, Land,
Flucht



38
Gender



39
Europa



40
Bildung



41
Abschiebehaft



42
zweiundvierzig



43
kriminalisierung



44
behinderung



45
zuhause



46
jung sein



47
systemrelevant



48
raum



49
lobby



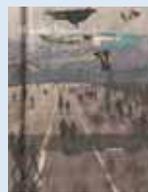
50
utopie



51
geschlossene
gesellschaft



52
rausch



53
ungleich



54
erinnerung

Die Hinterland gibt es nicht am Kiosk,
also holt euch gleich ein Abo auf
www.hinterland-magazin.de/bestellen/

Die markierten Ausgaben sind
leider bereits vergriffen

*„Einen Menschen so zu behandeln ... das finde ich
... ein menschliches Wesen ... nein ... das ist eine Schande!“*

Samuel Beckett, Warten auf Godot

*Liebe Leser*innen*

eigentlich sind sie so alltäglich, dass sie gar nicht mehr auffallen. In der U-Bahn, im Bürogebäude, in der Behörde, im Kino, im Club. Im Hotel hängen sie sogar als kleine Grundrisszeichnungen in jedem Zimmer. Im Ferienflieger fallen sie wieder etwas mehr auf, wenn das Flugpersonal sie zwischen der Begrüßung und der Erläuterung der richtigen Benutzung der Sauerstoffmasken mit ausladenden Gesten aufzeigt: Fluchtwege.

Wenn es um Brandschutz und Sicherheit geht, sind Fluchtwege gut ausgeschildert, beleuchtet und müssen stets freigehalten werden. Wenn Menschen vor Krieg und Verfolgung oder vor Hunger und Armut fliehen, werden ihnen die Fluchtwege versperrt. Dann werden keine Fluchtwege ausgewiesen. Stellt euch einmal vor, die Polizei würde aus einem brennenden Haus flüchtende Menschen wieder hineindrängen, auf sie schießen, die Türen versperren und die helfende Feuerwehr verhaften.

Nicht nur an den europäischen Außengrenzen und nicht nur auf dem Mittelmeer passiert genau das tagtäglich. Dieses Jahr sind nach Schätzungen von Hilfsorganisationen mindestens 2.500 Menschen auf der Flucht im Mittelmeer ertrunken. Und das sind noch – entschuldigt das Wort in diesem Kontext – optimistische Schätzungen, die wirkliche Zahl dürfte weit höher liegen. Bezüglich der Fluchtwege durch die Sahara und das nördliche Afrika sind die Opferzahlen noch schwerer zu erfassen.

*Zivile Rettungs- und Hilfsorganisationen wie Mission Lifeline im Mittelmeer oder Alarme Phone Sahara in Nordafrika sind oftmals die einzige Unterstützung, die Menschen auf der Flucht erhalten. Staatliche Institutionen und rechte Medien diffamieren diese Organisationen gerne als Schlepper*innen und Schleuser*innen. Was an der Hilfe zur Flucht allerdings schlecht sein soll, ist eurer Lieblingsredaktion nicht klar. Es ist an der Zeit, die Fluchthilfe wieder positiv zu besetzen – not all heroes wear capes ...*

*Die meisten Fluchtwege führen aber nicht nach Europa. Es ist ein klassischer eurozentristischer Irrglaube, der auch gerne von Rechtspopulist*innen und Rechtsextremist*innen befeuert wird, dass alle Geflüchteten dieser Welt nach Europa kommen wollen – und Friedrich Merz deswegen keinen Zahnarzttermin mehr bekommt. Die meisten Flucht- und Migrationsbewegungen finden innerhalb Afrikas, Asiens oder auch Lateinamerikas statt. Dass „die ganze Welt nach Deutschland kommen will“, ist nichts weiter als ein ebenso paranoides wie propagandistisch geschicktes Hirngespinnst der politischen Rechten.*

*Wir von der Hinterland hätten kein Problem, wenn die ganze Welt über das Meer zu uns kommt, solange solche Personen wie Alice Weidel über das Meer nach Mallorca fliehen (sorry, ihr armen Mallorquiner*innen) und hier nie mehr gesehen werden.*

*Bis dahin: Haltet die Fluchtwege frei.
Eure Wegbegleiter*innen von der
Hinterland-Redaktion*



Foto: Sitara Thalia Ambrosio,
25. Februar 2021

Cover: Spuren von Schlagstöcken, mit denen die kroatische Grenzpolizei eine Gruppe junger Männer nach der Einreise nach Kroatien geschlagen hat, bevor sie illegal nach Bosnien und Herzegowina abgeschoben wurden. Diese Vorfälle werden regelmäßig gemeldet.

*Wo jedes Redaktionstreffen aus Glückseligkeit besteht
Und die Zeit scheinbar wie im Flug vergeht, vergeht, vergeht
In diesem Hinterland, verdammt geiles Hinterland
Wo das Thema Solidarität hoch im Kurs steht
Und die Zeit scheinbar mit Linksgeschwindigkeit vergeht, vergeht, vergeht
Geliebtes Hinterland, willkommen im Hinterland!*



Dir gefallen nicht nur diese von Caspers Lied „Hinterland“ inspirierten Zeilen, sondern du hast auch Lust selbst Teil der *Hinterland* zu werden? Dann melde dich unter: redaktion@hinterland-magazin.de

6	zitiert & kommentiert Von Hubert Heinhold	47	Auf der Suche nach Reggae und Sicherheit <i>(Un-)Geplante Fluchtwege nach Zentral- und Südamerika</i> Von Eva Bahl	88	Die F-Route <i>Von Banyuls-sur-Mer nach Portbou im Jahr 1941: ein Fluchtweg über die Pyrenäen</i> Von Marianne Walther
f l u c h t w e g e					
7	Wenn die maskierten Männer kommen <i>Pushbacks und die Gewalt an den europäischen Grenzen</i> Von Michael Trammer Bilderstrecke von Michael Trammer und Sitara Thalia Ambrosio	52	Der Staat gegen den Staat <i>Marokkos schikanierende Polizeipraxis trifft auf westafrikanische Migrant*innen</i> Von Hamza Safouane	90	auf der flucht vor dem A. <i>Bertolt Brechts Fluchtweg 1933-1948</i>
20	Ich war erschöpft und konnte nicht mehr <i>Interview mit Hassan Amiri über seine dreijährige Flucht von Afghanistan nach Deutschland</i>	59	Zeit – Europas Waffe gegen Menschen auf der Flucht <i>Verzögerungen bei der Seenotrettung als grausame Strategie</i> Von Maurice Stierl	92	Die Rattenlinie <i>Wie das Rote Kreuz und der Vatikan Nazis zur Flucht verhelfen</i> Von Marianne Walther
24	Von Kabul nach Frankreich <i>Über Tage, als Himmel und Erde gleichzeitig einstürzten</i> Von Aqeela	65	Aktivismus für die Bewegungsfreiheit in der Sahara <i>Interview mit Moctar Dan Yaye von Alarme Phone Sahara über Aktivismus in einem feindseligen politischen Umfeld</i>	d r a m a	
31	Hoffnung in der Dunkelheit <i>Interview mit Shiwa über ein Projekt von Frauenrechtsaktivistinnen, das afghanische Künstlerinnen mit der Welt verbindet</i>	74	Scusate – Entschuldigt Gedicht von Marco Cinque	94	Flüchtlingsgespräche Staffel 2 Folge 2 <i>Fluchtweg Autobahn</i> Von Human
37	Migration ist Teil der deutschen Gesellschaft <i>Was passiert da gerade mit dem europäischen Asylrecht? Ein Interview mit Bernd Kasperek</i>	76	Geflüchtete Menschen mit Behinderung bleiben oft unsichtbar <i>Interview mit Susanne Schwalgin über (fast) unüberwindbare Barrieren für 16,3 Millionen Geflüchtete mit Behinderung</i>	g e s p r o c h e n e s	
42	Das Darién Gap <i>Flucht zwischen Dschungel, Drogenschmuggel und wilden Tieren</i> Von Leon Scheffold	83	Egal was passiert, ich lasse dich nicht allein hier zurück <i>Wie Mohammed als Blinder auf seiner Flucht behindert wird</i> Von Mohammed Jolo	97	Wir sind viele <i>Eine Woche voller Angst</i> Rede von Lena Gorelik
				n a c h g e r u f e n	
				98	Mensch, Claus <i>Ein Nachruf auf Claus Schreer</i> Von Matthias Weinzierl

Hinterland #56
geld | Frühjahr 2024

Liebe Freund*innen,
liebe Autor*innen,

wo ist eigentlich mein Geld? Kannst Du mir was leihen? Was verdienst du im Monat so netto? Wieviel hat euer neues Sofa gekostet? Und: Was hast du nochmal von deinen Eltern geerbt? Der Geldadel von der Hinterland möchte mit euch übers Finanzielle sprechen. Und darüber, wie Geld in unserer Gesellschaft verteilt ist. Umso unangenehmer die Fragen, desto besser.

Dass die Schere zwischen Armen und Reichen immer weiter auseinandergeht, braucht man niemandem mehr zu erzählen, und dennoch lohnt sich ein kritischer Blick auf den Kontostand:

Was bedeutet es für Geflüchtete, wenn CDU und FDP fordern, die Auszahlung von Bargeld in den ersten 18 Monaten ihres Aufenthaltes einzustellen und fortan nur noch Sachleistungen auszugeben? Was haben die Millionen einer Regensburger Prinzessin mit der zunehmenden Einschränkung reproduktiver Rechte von Frauen* zu tun? Spenden – ja, nein, vielleicht, wohin? Wie ist eigentlich die zahnärztliche Versorgung von Geflüchteten geregelt? Und wer zur Hölle ist jetzt diese Mittelschicht?

Für das neue Heft wollen wir von euch wissen, wer dringend mehr Kohle braucht, was „Reichtum“ wirklich bedeutet und wem endlich mal der Geldhahn abgedreht gehört. Folgt der Spur des Geldes, rollt dem Rubel hinterher und lasst was springen für eine stinkreiche Ausgabe: Wir wollen eure Interviews mit Abgebrannten, Glossen über Kleinvieh, investigative Texte über Pfeffersäcke und auf Rosen gebettete Grafiken. Nur zahlen können wir dafür nichts. Ihr wisst schon: „Ehrenamt“.

Ideenabgabe: 14. Januar 2024
Redaktionsschluss: 14. April 2024

Schreibt uns eure Ideen an
redaktion@hinterland-magazin.de

Menschliche Lösungen suchen, statt das Asylrecht zu kippen

Von Hubert Heinhold



Hubert Heinhold
ist Rechtsanwalt
und im Vorstand
von Pro Asyl

Jens Spahn: Es *„braucht ... ein klares Signal an der EU-Außengrenze: Auf diesem Weg geht es für niemanden weiter.“*
SZ vom 21. August 2023

„Der Versuch mit einem Individualrecht auf Asyl und der Genfer Flüchtlingskonvention auf das moderne Phänomen von Massenflucht zu reagieren, wird uns nicht zum Erfolg führen“
Sigmar Gabriel laut SZ vom 21. August 2023

„Saudi-Arabien tötet Flüchtlinge – Kugelhagel in der saudischen Wüste ...“
taz vom 21. August 2023

„Die Zustände in libyschen Auffanglagern sind grauenvoll ...“
Spiegel vom 29. August 2023

„Wir brauchen einen schmutzigen Deal“, fordert der SZ-Autor Josef Kelnberger am 25.5.2023, weil die europäische Migrationspolitik auch am moralischen Anspruch Deutschlands gescheitert sei. Der Aufstieg der AfD, der Brexit, die Hegemonie der recht-nationalen PiS in Polen, Victor Orbans Bruch mit der Vorstellung eines liberalen Europas sei auch der Migrationsfrage und den moralischen Standards von Merkels Politik geschuldet. Jetzt hülfe neben europäisch finanzierten Mauern und Zäunen nur gefängnisähnliche Lager an den Außengrenzen, von denen aus die Menschen abgeschoben würden.

Nicht nur Rechtsradikale, auch Politiker wie Gabriel, Spahn und wohl auch Merz denken weiter, denn diejenigen, die dennoch durchschlüpfen, könnten ja durch individuelle Grund- und Menschenrechte dennoch geschützt sein: weg damit. Kaczynski und Orban verstehen sich noch besser darauf, lästige Probleme zu beseitigen: Durch Justizreformen haben sie schon die Kontrolle durch eine unabhängige Justiz abgeschafft; Netanyahu arbeitet noch daran. Auch in Großbritannien, Dänemark, Österreich und bald wohl auch in Italien wird der Schutz für Geflüchtete in Frage gestellt. Eine Zeitenwende, aber keine Lösung bahnt sich hier an.

Ungeachtet des Unsinn, die Schuld an der Migration nicht Krieg und Verfolgung, Ausbeutung und Hunger, Not und Katastrophen, sondern unserem Mitleid zu geben, werden Mauern und Grenzsoldaten in Ungarn, Italien oder Griechenland, die durch die Klimakatastrophe weiter wachsende Flucht und Migration nicht stoppen. Auch die Menschen in den Anrainerstaaten sterben lassen, ist keine Lösung. Jedenfalls müssten wir dann mit dem Gesäusel von Europa als Raum der Freiheit, der Sicherheit und des Rechts aufhören, denn diese Verrohung wirkt auch in unsere Gesellschaften zurück. Stattdessen müssen ohne Zynismus menschliche Lösungen gesucht werden – in und mit den Herkunftsländern, mit den europäischen Partner*innen und mit den Geflüchteten bei uns. Das ist mühsam und langwierig und bringt keine Wählerstimmen – ist aber alternativlos. ✖

Musafa (rechts) und sein Freund laufen über verschneite Felder am Rande der Stadt Bihać. Im Hintergrund ist die Ruine zu sehen, in der sie mit Anderen Schutz suchen. Um das Stadtzentrum zu erreichen, muss man mindestens fünfundvierzig Minuten laufen.

Foto: Sitara Thalia Ambrosio, 21. Januar 2022





„Pažnja“ (dt.: „Achtung“) steht auf einem Schild, das nur 400 Meter vom offiziellen Lager Lipa entfernt steht. Das Gebiet, in dem die Geflüchteten vom Staat untergebracht werden, ist weit entfernt von jeglicher Zivilisation und mit Landminen aus dem Bosnienkrieg verseucht. Während des Krieges (1992-1995) wurden Millionen von Minen verlegt und eine Menge Munition zurückgelassen. Aus diesem Grund ist Bosnien-Herzegowina derzeit eines der am stärksten von Minen verseuchten Länder der Welt.

Foto: Sitara Thalia Ambrosio, 14. Januar 2022



*Ein Mann sitzt auf der Treppe der "Don Penzionera", nachdem er von einem Versuch, die Grenze zu Fuß zu überqueren, zurückgekehrt ist. Sein Arm ist eingegipst und er wartet darauf, von den Ärzten zu erfahren, ob er eine Fraktur erlitten hat. Die medizinische Versorgung der Geflüchteten in den heruntergekommenen Unterkünften ist sehr schlecht. Den meisten freiwilligen Helfer*innen und Unterstützer*innenn ist es per Gesetz untersagt, bei medizinischen Problemen zu helfen. Die Verletzungen reichen von Spuren brutaler Schläge durch die Grenzpolizei bis hin zu infizierter Krätze.*

Foto: Sitara Thalia Ambrosio, 26. Februar 2021

*Geflüchtete werden von Helfer*innen der NGO Lighthouse Relief zu einem Bus gebracht, der sie dann in das Lager „Moria“ transportiert. Zuvor hatten sie die Meerenge zwischen der Türkei und der Ägäisinsel mit einem Schlauchboot überquert. Heute sind die Freiwilligen nicht mehr vor Ort. NGO Arbeit wird stark kriminalisiert und stattdessen berichten Geflüchtete immer wieder von gewaltsamen Rückführungen.*

Foto: Michael Trammer, 15. Februar 2020



ΚΕΝΤΡΟ
ΥΨΟΣΜΑΤΟΣ





*Nachdem ein Boot mit Geflüchteten stundenlang mit Motorschaden in der Meerenge zwischen Lesbos und der Türkei getrieben ist, drückt der Wind die Gruppe langsam in Richtung Küste. Die Küstenwache hatte stundenlang auf einen von der NGO veröffentlichten Hilferuf der Insass*innen nicht reagiert. An Land sammelt sich in der Zeit ein rassistischer Mob.*

Foto: Michael Trammer, 1. März 2020



Mehr als hundert Personen haben sich zusammengefunden und beschimpfen die Geflüchteten. Sie hindern sie an Land zu gehen. Die Polizei greift nicht ein. Es ist die Grundstimmung in der Ägäis, die Zurückweisungen einfordert. In den Monaten nach den Vorkomnissen tauchen die maskierten Männer auf.

Foto: Michael Trammer, 1. März.2020



Nahe der Küste von Lesbos liegen die Überreste einer Bootsankunft. Medikamente und Dokumente sind über den Boden verteilt. Drei Wochen sind vergangen seit die NGO Aegean Boat Report von einer illegalen Zurückweisung berichtete. Die Beweismittel liegen immer noch am Tatort.

Foto: Michael Trammer, 1. März 2023



Freilassing im Jahr 2015. Zehntausende Menschen betreten Deutschland über die kleine Metropole im Voralpenland. Heute sieht die Situation vor Ort ganz anders aus.

Foto: Michael Trammer, 27. September 2015



Ein Bundespolizist kontrolliert eine Person of Color im Zug von Salzburg nach Freilassing. Auf seinem Arm prangt eine Odal-Rune. Die ist zwar nicht verboten, aber ein neonazistisches Symbol. Recherchen zeigen, dass im bayerischen Grenzgebiet, tausende Personen die Einreise verweigert wurde. Betroffene berichten, ihre Bitte um Asyl sei ignoriert worden.

Foto: Anonyme Zusendung, August 2023

Wenn die maskierten Männer kommen

Pushbacks und die ausufernde Gewalt an den europäischen Grenzen

Eine Gruppe junger Männer liegt, mit auf den Rücken gefesselten Händen und verbundenen Augen, zusammengepfercht wie Tiere, auf der Ladefläche eines Transporters. Mitten unter ihnen – ohne Augenbinde und Fesseln – ein kleiner Junge, in einem Spiderman T-Shirt. Die Männer flehen um Hilfe. Die Scheiben des Autos sind mit weißer Farbe bemalt. Das alles zeigt ein Video, das von der NGO *Aegean Boat Report* Ende Juni 2023 veröffentlicht wurde. Es ist ein weiteres der unzähligen Puzzle-Stücke, die durch Medien und das Netz zirkulieren und das ganze Ausmaß der Brutalität an den europäischen Grenzen zeigt. Eine Spurensuche. Von Michael Trammer

Nur selten gelingt es Betroffenen, Journalist*innen und Menschenrechtsaktivist*innen die systematischen Menschenrechtsverletzungen zu dokumentieren. Gesammelt werden solche Vorgänge als Pushbacks bezeichnet. Pushback, das klingt nach einem sanften Unterfangen. Es wird „zurück“ gedrückt. Da wo etwas hingehört. Ein krasser Euphemismus, der die systematische Gewalt zum abstrakten Anglizismus verkommen lässt. Ein Begriff, der Geflüchtete von vornherein als etwas fremdes, abstoßenswertes markiert. Die Praxis ist überall eine ähnliche: Mehr oder weniger früh nach einem Grenzübertritt werden Geflüchtete aufgegriffen. Danach werden sie für einen unbestimmten Zeitraum, unter Verweigerung jeglicher Hilfe oder rechtlichen Beistands, inhaftiert. Mal für Stunden, mal für Tage. Oftmals kommt es zu Misshandlungen. Dann tauchen die Betroffenen wieder auf der anderen Seite der Grenze auf. Diese Praxis findet quer über die *Europäische Union* verteilt statt und beginnt direkt vor der Haustür.

Trügerische Idylle

Freilassing ist ein oberflächlich gesehen idyllischer Ort. Die schneebedeckten Ausläufer der Alpen erheben sich über der oberbayerischen Stadt. Die Geschichte des Ortes ist geprägt von der Eisenbahn. Durch den früheren Grenz- und späteren Knotenbahnhof erlebte die Gemeinde einen wirtschaftlichen Aufschwung. Auch heute ist Freilassing der erste Bahnhof auf deutscher Seite, nach der österreichischen Grenze. Die Fernbahnlinie Budapest-München quert hier den Grenzfluss Salzach. 2015 gingen Bilder aus Freilassing um die Welt. Zu Spitzenzeiten betreten bis zu 2000 Menschen pro Tag hier deutschen Boden, um Asyl zu beantragen. Auch mit Beginn der russischen Invasion in der Ukraine wurde Freilassing wieder zu einem Ort der Migration. Wie so oft sind die Bewegungen von Geflüchteten eng mit der Eisenbahn verbunden. Wer mit dem Zug einreist, wird mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit auf Bundespolizist*innen treffen. Sie durchkämmen – natürlich völlig „verdachtsunabhängig“ – die Züge, die nach Deutschland fahren. Weil *Racial Profiling* verboten ist und es deswegen nicht existiere, wie Horst Seehofer einst behauptete, werden „rein zufällig“ immer Menschen mit den

gleichen äußeren Merkmalen angesprochen. Die Bundespolizist*innen treten martialisch auf. Einer, der im August 2023 im Zug kontrolliert, trägt eine riesige Odal-Rune als Tattoo auf dem Arm. Das belegen Bilder, die der Redaktion vorliegen. Die Odal-Rune ist das Zeichen der verbotenen *Wiking-Jugend*, die eine neonazistische Kinder- und Jugendorganisation war. Das Zeigen der Rune ist nur in Zusammenhang mit der *Wiking-Jugend* verboten, dennoch handelt es sich um ein Symbol der Neonaziszene. Zwangsweise stellt sich die Frage, welche Rolle die politische Ideologie der Grenzbeam*innen beim Vorgehen der Bundespolizei spielt. Denn laut mehreren Betroffenenberichten, soll es in Freilassing zu illegalen Rückführungen nach Österreich kommen.

Pushback Alarm Austria, das *Border Violence Monitoring Network* (BVMN) und der *Bayerische Flüchtlingsrat* haben detaillierte Berichte von insgesamt sechs Fällen veröffentlicht. Die Schilderungen stammen von Schutzsuchenden aus Syrien, die im Rahmen polizeilicher Kontrollen in Freilassing, Passau und München aufgegriffen worden waren. An verschiedenen Grenzübergängen in Bayern wurde ihnen der Zugang zu einem Asylverfahren, sogar in Anwesenheit eines Dolmetschers, verweigert. Er habe den Kriegsdienst unter dem Assad-Regime verweigert und den lebensgefährlichen Weg bis nach Deutschland auf sich genommen, weil alle seine nahen Bezugspersonen hier leben, so der junge Familienvater Ahmad. „Ich war fassungslos, als mir die Beamten in Freilassing sagten, ich würde eine Strafe bekommen und sogar ins Gefängnis gehen, wenn ich nochmals versuchen würde, nach Deutschland einzureisen“, erzählt er weiter. Es sind brutale Zeitzeugnisse, detailliert für die breite Öffentlichkeit nachzulesen, hinter denen individuelle Lebensgeschichten stehen. Die Betroffenen wurden eingesperrt und wenig später an die österreichische Polizei übergeben oder einfach in Österreich ausgesetzt. „Es geht dabei nicht um Einzelfälle, sondern um eine systematische Praxis und letztlich um den Zugang zum Asylverfahren in Deutschland“, so Petra Leschanz von *Pushback Alarm Austria*. Nachdem verschiedene Medien über die Rechtsverstöße berichteten, reagierte die Bundespolizei. Sie streitet die Vorwürfe ab und behauptet bis heute, die Betroffenen hätten einfach nicht um Asyl gebeten. Es handelt sich dabei nicht um

vermeintliche Einzelfälle, sondern, wie eine Anfrage der Linken-Bundestagsabgeordneten Clara Bünger zeigt, um Tausende potenziell Betroffene, denen der Zugang zu einem Asylverfahren verwehrt wurde.

Hotspots der illegalen Zurückweisungen

Nicht nur in Bayern, sind illegale Zurückweisungen zusammengetragen und katalogisiert worden. Viele der Menschen, die in Freilassing Deutschland betreten, haben die sogenannte Balkanroute hinter sich und sind oft zum wiederholten Male der Gewalt-Praxis ausgesetzt. Eine Karte des BVMN zeigt, dass ein weiterer Hotspot der illegalen Zurückweisungen, ein paar 100 Kilometer weiter südöstlich an der Grenze zwischen Kroatien und Bosnien-Herzegowina liegt. Seit Jahren bleiben hier Geflüchtete in einem Zustand des Limbo hängen. Betroffene berichten, dass sie teils mehr als zehn Mal illegale Zurückweisungen erleben mussten. Während in Deutschland vor allem strukturelle Gewalt ausgeübt wird, gehen die kroatischen Grenzbeamten handfest vor. Seit mehreren Jahren gab es detaillierte Berichte über schwerste Verletzungen von Geflüchteten. Gebrochene Arme. Bildbeweise von Spuren stumpfer Gewalt. Sie medizinisch zu versorgen ist NGO's verboten und so kann ihnen nur von einigen wenigen, heimlich, in den Industrieruinen von Bihac geholfen werden.

Im Oktober 2021 erbrachte ein Team von Journalist*innen rund um die Organisation *Lighthouse Reports* den Videobeweis für die grauenhaften Vorwürfe. In der Tagesschau war zu sehen, wie Geflüchtete zusam-

mengetrieben und in Transporter verladen werden. Dann werden sie gezwungen, durch einen kleinen Bach zu sprinten. Maskierte Männer

verprügeln sie dabei. Sie zielen eindeutig auf die Extremitäten. So, dass weitere Versuche tagelang durch die Berge zu wandern, verhindert werden. Durch Bilder der Jacken konnten die Journalist*innen von *Lighthouse Reports* beweisen, dass es sich um die Ausrüstung kroatischer Spezialkräfte handelte. Wieder hieß es, nachdem die Journalist*innen Verantwortliche konfrontiert hatten, dass es Ermittlungen geben werde. Geändert hat sich dadurch leider nicht viel. Auf der interaktiven Karte der Pushbacks des BVMN finden

PUSHBACK **2021: Unwort des Jahres,** **2023: Standard in der EU**

sich aktuelle Fälle. Ein Bericht aus dem April beschreibt etwa, wie Polizisten eine 20-jährige in einem Wald nahe der Grenze aufgriffen, sie belästigten und schließlich verprügelten. Auch das haben die Fälle quer über die EU verteilt gemeinsam: Bereits marginalisierte Gruppen sind noch größerer Gewalt ausgeliefert.

Auf Lesbos ist es dem Menschenrechtsaktivisten Fayad Mulla im Mai diesen Jahres endlich gelungen, zu zeigen, dass die „maskierten Männer“ nicht einmal vor Kindern halt machen. Lange war über die paramilitärisch anmutende Gruppe auf Lesbos berichtet worden. Auch hier erzählten Betroffene in unzähligen Fällen, sie seien nach ihrer Ankunft auf der Insel zusammengetrieben worden. Wiederholt berichteten Betroffene von Misshandlungen. Die Aufnahmen von Mulla zeigen, wie ein Kind von Beamten auf ein Schiff der Küstenwache gehoben wird. Später treibt die Gruppe auf einer Rettungsinsel auf dem offenen Meer. Die Gruppe wurde von der türkischen Küstenwache wieder aufgegriffen. Davon gibt es unzählige Videos auf deren Social Media Kanälen. Fotos belegen in vielen Fällen, dass die Menschen zweifelsfrei zuvor in Griechenland angekommen waren. Die griechische Regierung streitet bis heute ab, von dem Vorgehen gewusst zu haben. Anwält*innen verschiedener NGOs versuchen bereits seit mehreren Jahren, diese Fälle vor den *Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte* zu bringen. Jüngst urteilte der, dass *Frontex* die Mitgliedstaaten zwar technisch und operativ unterstützt, aber nicht für Schadensersatz haftbar sei. Die Länder seien selbst verantwortlich, um Zugang zu einem Asylverfahren zu gewähren.

Alles leugnen

Ein jüngster Pushback auf hoher See hat besondere Schlagzeilen gemacht. Weit abseits jeder Küste ist es besonders schwierig, die illegalen Praktiken zu beweisen. Vor Pylos geriet ein völlig überladenes Boot mit Geflüchteten in Seenot. Wie Recherchen zeigen, kenterte das Schiff beim Versuch der Küstenwache, dieses in türkisches Hoheitsgewässer zu schleppen. Nur 104 Menschen der etwa 750 Passagiere wurden gerettet. Mehr als 600 starben. Es folgte öffentliche Empörung. *Frontex* kündigte an, seine Mission in Griechenland zu pausieren, bis die Vorwürfe gegen die Küstenwache ausgeräumt seien. Wie Journalist*innen bewiesen, versuchten griechische Behörden Einfluss auf die Überlebenden und deren Zeug*innenaussagen zu nehmen. Tatsächlich kommen seit dem Kentern des Schiffes vor Pylos und der Veröffentlichung von Mullahs Material durch die *New York*

Times, wieder deutlich mehr Menschen auf den ägäischen Inseln an. Und seitdem gab es keinen Bericht mehr über die maskierten Männer. Die Praxis scheint, unter dem Druck der Öffentlichkeit, hier auf den Inseln, für den Moment nicht mehr stattzufinden. Bis heute wird das Vorgehen im Allgemeinen von der griechischen Regierung gelehrt.

Zeitgleich schreitet der Rechtsruck in Deutschland immer weiter voran. Die CDU setzt auf politische Forderungen nach mehr Grenzkontrollen. Die rechtsextreme AfD feiert Umfragehochs und will, sollte sie genug Macht erhalten, mit „wohltemperierter Grausamkeit“ vorgehen. Pushbacks sollen schlicht und einfach legalisiert werden. Der Forderung schließt sich – durch die Blume – auch der Vize-Vorsitzende der *Deutschen Bundespolizeigewerkschaft* (DPolG) Manuel Ostermann an. Als Jens Spahn bei *hart aber fair* fordert, Boote die auf dem Mittelmeer aus Seenot gerettet wurden, sollten einfach zurück an die nordafrikanische Küste gebracht werden, schreibt Ostermann auf dem sozialen Medium X (vormals *Twitter*): „So kann es und so wird es strukturiert klappen.“ Bravo, diese Einsicht ist wichtig. Ostermann wünscht sich auch, bereits vor einem Asylverfahren im medialen Framing von Migranten zu sprechen. Sein Bild von Geflüchteten, dürfte dem der bayerischen Polizeibeamt*innen sehr nah sein. Vor wenigen Wochen veröffentlichte die Bundespolizei Rosenheim auf X ein entmenslichendes Bild von mehreren Personen, die bei einer Grenzkontrolle aufgegriffen worden waren. Zwar sind die Personen gepixelt, aber zur Zeit der Aufnahme noch wehrlos in den Kofferraum und auf die Rückbank gequetscht. Die Behörde schrieb von „Migranten aus Syrien“.

Vor zwei Jahren wurde Pushback noch zum Unwort des Jahres gewählt. Die Berichte zahlloser Betroffener zeigen: Pushbacks sind im Jahr 2023 zum Standard in der EU geworden. Die über Jahre dokumentierten Fälle zeigen, dass die Beobachtungsmissionen von verschiedenen NGOs und Recherchen zu struktureller Gewalt an Europas Grenzen unglaublich wichtig sind – aber in den seltensten Fällen zu einem Ende des Vorgehens führen. Mehr oder weniger aufwändig reagieren verschiedene europäische Staaten auf anhaltende Migrationsbewegungen über ihre Territorien. Mal militärisch organisiert, mal durch Bürgerwehr durchgeführt oder schlicht als „Standardverfahren“ etabliert, das System ist das Gleiche. Geflüchteten wird systematisch der Zugang zu einem Asylverfahren verweigert. *Frontex* sieht dabei zu oder unterstützt die lokalen Behörden sogar bei diesem Vorgehen. ✖



Michael Trammer
Freier Journalist aus
Hannover. Arbeitet
am liebsten multi-
medial und investi-
gativ. Schreibt &
recherchiert meist zu
sozialen Bewegun-
gen, sozialer Un-
gleichheit, Migration
und gruppenbe-
zogener Menschen-
feindlichkeit. Mit-
glied des Journalist*
innenkollektivs
Freelance Under-
ground



Ich war erschöpft und konnte nicht mehr

Hassan Amiri ist im Jahr 2000 aus Afghanistan geflohen. 2003 ist er dann in Deutschland angekommen. Eigentlich wollte er nach England. Im Gespräch erzählt er, wie seine Flucht abgelaufen ist.

Drei Jahre Flucht ist eine lange Zeit, wie hat Ihre Fluchtgeschichte begonnen?

2003 bin ich nach drei Jahren Flucht in Deutschland angekommen. Zu Beginn meiner Flucht war ich noch nicht einmal 15 Jahre alt. Bei meiner Ankunft in Deutschland war ich 17 Jahre alt. Ich komme aus Nordafghanistan und die Stadt, in der ich mit meiner Familie lebte, wurde zum zweiten Mal von der Taliban erobert. Nach der ersten Eroberung bekamen wir dort massive Probleme: Mein Vater wurde extremst geschlagen und war sechs Monate bettlägerig und musste lange in medizinischer Behandlung bleiben. Als er aus dieser entlassen wurde und zu uns zurückkam, hat er mich gar nicht mehr erkannt. Die Nordallianz der Regierung hat dann die Taliban wieder verdrängt, aber nicht lange,

denn sie drang wieder in die Stadt ein und hat sie in 2000 zurückerobert. Da sind wir dann letztendlich abgehauen, weil wir das alles nicht noch einmal erleben wollten. Als wir weg waren, wurde unser Haus eingenommen und komplett verwüstet. Danach waren wir in Badachschan, der nördlichsten Provinz Afghanistans, sie grenzt an Tadschikistan, Pakistan und China. Wir haben dort acht Monate lang gelebt. Ich habe dort für mich als jungen Menschen keine Perspektive mehr gesehen, da ich nur gearbeitet und mich um die Familie gesorgt habe. Nebenbei habe ich einen Englischkurs besucht. Ich hing in der Luft, denn ich konnte keine Schule besuchen. Ich habe dann für mich entschieden, zu gehen. Mein Vater war in dieser Zeit woanders als wir.

Er hat meinen Wunsch zu gehen, unterstützt, da es ihm immer wichtig war, dass wir Kinder eine gute Schulbildung bekommen.

Wie ging es dann weiter?

Ich bin zunächst auf offiziellem Weg mit Visum nach Tadschikistan. Ab dann wurde es schwierig: Ich bin über verschiedene Länder, wie Usbekistan, bis nach Moskau weitergezogen und war dann ein paar Wochen dort. Das war zu der Zeit, als der Anschlag am 11. September 2001 in den USA passierte. Von da aus ging es weiter in die Ukraine. Ich war dort mehrere Monate mit mehr als 30 Menschen in einem Raum untergebracht. Wir haben immer wieder versucht, mit der Hilfe von Schlepper*innen, das Land in Richtung Polen zu verlassen. Wir wurden dreimal dabei erwischt und sind auch dreimal in ukrainischen Gefängnissen gelandet.

Dort waren wir jeweils für mehrere Tage inhaftiert und durften dann wieder nach Kiew. Dann haben wir jedes Mal wieder Kontakt zu den Schlepper*innen aufgenommen.

Wer ist wir?

Die anderen Menschen aus der Gruppe kannte ich nicht. Wir waren 30 bis 40 Leute. Die Zusammensetzung änderte sich auch ständig. Die Leute kamen aus aller Welt: Iran, Pakistan, Afghanistan und afrikanischen Länder.

Wie haben Sie sich fortbewegt?

Wir wurden teilweise mit dem LKW transportiert und konnten dort für die Zeit der Fahrt nicht raus, was zur Folge hatte, dass wir unsere Notdurft im Lagerraum auch verrichten mussten. Einmal waren wir zu fünft in einem kleinen Transporter, gemeinsam mit Tieren. Wir mussten uns zwischen ihnen verstecken. Die genauen Stationen der Fahrten kann ich gar nicht mehr nachvollziehen, weil wir nicht nach draußen sehen konnten. Teilweise mussten wir aber auch an die 50 km zu Fuß laufen, dabei kam es immer wieder vor, dass Menschen und auch Kinder nicht mehr weiterkonnten, weil sie keine Kraft mehr hatten. Sie wurden dann zurückgelassen.

Sie haben es dann aus der Ukraine raus geschafft, wie hat das geklappt?

Das war für mich der gefährlichste Moment der Flucht. Wir waren wieder mit einem LKW unterwegs und in dem Führerraum, in dem der Fahrer eigentlich schläft, eingesperrt. In diesem kleinen Raum waren wir zu zehnt, darunter auch drei Kinder.

An der Grenze mussten wir mehrere Stunden warten, bis alle LKWs kontrolliert wurden. Der Raum war komplett abgeschlossen. Ich habe irgendwann keinen Sauerstoff mehr bekommen. Ich habe dann für mich entschieden, dass, wenn in den nächsten Minuten nichts passiert, dann hätte ich geklopft und auf uns aufmerksam gemacht. Wir wären sonst alle drauf gegangen. Ich hatte Angst um mein Leben. Es ging aber gut aus und wir konnten weiter und der Fahrer hat dann Luft in den Raum gelassen. Wir sind dann von Polen aus weiter nach Berlin und Hamburg.

War von Anfang an Ihr Ziel, nach Deutschland zu kommen?

Ehrlicherweise war mein Ziel England, weil ich zu dem Zeitpunkt ein gutes Englisch gesprochen habe. Heute ist das leider nicht mehr der Fall, weil ich mich jetzt nur noch auf die deutsche Sprache konzentriert habe. Als ich in Deutschland im März 2003 ankam, habe ich versucht, weiter nach England und auch Frankreich zu kommen. Ich wurde aber einmal im Bus in Hamburg erwischt. Und da war es für mich vorbei. Ich war erschöpft und konnte nicht mehr. Ich habe dann für mich entschieden, hier zu bleiben.

Was waren Ihre Stationen in Deutschland?

Zunächst war ich in Osnabrück, dann Oldenburg. Das Flüchtlingslager dort besuche ich heute noch ab und zu, um anderen Menschen zu helfen. Dann kam ich in eine Sammelaufnahmestation nach Braunschweig, von da aus weiter in ein kleines Dorf in der Nähe von Bremerhaven, Sievern.

Damals war ich ja noch minderjährig und trotzdem mussten wir zu viert in einem 12 Quadratmeter großem Raum wohnen. Ich wollte unbedingt zur Schule gehen und lernen, das war in dem Umfeld nicht möglich. Ich konnte nicht lernen. Dort musste ich fast zwei Jahre lang leben und das war die schlimmste Zeit überhaupt für mich in Deutschland. Damals habe ich es sehr bereut, in Deutschland geblieben zu sein und habe viele Tränen vergossen. So hatte ich mir das nicht vorgestellt, also dass mir so viele Steine in den Weg gelegt werden. Ich durfte damals keine Schule oder Sprachkurs besuchen und habe alles aus eigener Kraft geschafft. In Bremerhaven gab und gibt es immer noch ein pädagogisches Zentrum, wo ich einen Sprachkurs besuchen konnte. Nachdem ich dann endlich meine Anerkennung bekommen habe, konnte ich die Schule besuchen. Ich habe mein Fachabitur und danach eine Ausbildung gemacht und die Meisterschule ‚Elektrotechniker für Energie und Gebäudetechnik‘ besucht.

Wie konnten Sie während der Flucht kommunizieren oder navigieren? Das ist ja schon ein paar Jahre her.

Damals war die Flucht sehr schwierig. Damals musste man den Menschen vertrauen, die man bezahlt hat. Ich habe immer die Nummer meines Vaters im Kopf gehabt. Ich musste ihn ab und an von Telefonzellen aus anrufen, damit er Geld schickt, da ich nicht viel in der Tasche hatte. Einmal war ich irgendwo im Zug, ich glaube in Polen. Ich habe da einen jungen Mann gefragt, ob ich mal sein Handy benutzen dürfte. Nach Afghanistan zu telefonieren war wirklich sehr teuer und ich habe dann für ein paar Minuten mit meinem Vater telefoniert.

Die Möglichkeiten von heute, zu kommunizieren, gab es damals nicht und das war sehr sehr schwierig.

Wie unterscheidet sich die Flucht oder Fluchtbewegung der Menschen heute, die aus Afghanistan fliehen zu damals?

Ich habe viel Kontakt zu Menschen, die heute in Deutschland ankommen. Ich glaube, dass ich durch meine persönlichen Erfahrungen vielen Menschen helfen kann. Und das versuche ich auch immer. Afghanistan ist heute ein Land der Trauer und es gibt keine Perspektiven dort, vor allem nicht für junge Menschen. Ich kann also jede Person verstehen, die aus dem Land fliehen möchte. Und trotzdem empfehle ich niemandem, also nie einer Person, den Weg, den ich genommen habe, zu nehmen. Denn zurzeit ist es noch gefährlicher und schwieriger geworden durch die ganzen Grenzkontrollen, die es gibt. Ich kenne Leute, die es mit einer Flotte von vier Schlauchbooten von der Türkei nach Griechenland versucht haben. Drei Boote sind untergegangen und nur eines hat es geschafft. Berichtet wurde darüber aber nicht. Alle Wege und Routen sind schlimmer geworden. Wir hatten es damals auch nicht einfach, aber es ist ein bisschen einfacher gewesen. Die Kontrollen waren nicht so stark. ✖

Das Gespräch führte Agnes Andrae.



A black and white photograph of two men sitting on a wooden bench outdoors. The man on the left is of East Asian descent, wearing a white t-shirt and dark shorts, looking towards the camera. The man on the right is of South Asian descent, also wearing a white t-shirt and dark shorts, looking slightly away from the camera. The bench is made of dark wood with horizontal slats. In the background, there is a body of water and a building with a balcony. The text "Von Kabul" is overlaid in white on the lower part of the bench.

Von Kabul



nach Frankreich

Aqeela lebt mit ihrer Familie in Kabul, als die Taliban die Macht ergreifen. In ihrem Bericht beschreibt sie die dramatische Situation mit ihren Söhnen und Tausenden weiteren Menschen am Flughafen, bis sie schließlich einen Platz in einem militärischen Charterflugzeug nach Abu Dhabi erhalten. Von dort geht es weiter nach Frankreich, wo sie heute lebt. Von Aqeela

Zwei Monate lang erreichten uns schlechte Nachrichten aus den verschiedenen Provinzen Afghanistans. Über Facebook und in den Fernsehnachrichten konnten wir verfolgen, was die Taliban unter den Menschen und Bürgern anrichteten. Trotzdem dachte ich und nicht nur ich, sondern wir alle dachten, dass Kabul niemals fallen würde. Wir glaubten mit einer starken und gut ausgebildeten Armee ausgerüstet zu sein. In diesem Glauben hatte uns die weit verbreitete Propaganda der Regierung gehalten. Dies nicht anzuzweifeln, war ein großer Fehler.

Wir hatten keinen Plan, wohin wir am Ende fliehen sollten

.....

15. August 2021

.....

Dieser schwarze Tag, ein harter und unglaublicher Tag, dieser Tag war für mich und für unzählige andere Menschen und sogar für die Regierung unvorhersehbar: Ich wachte morgens wie gewöhnlich auf und frühstückte mit meiner Familie.

Ich machte mich auf den Weg in meine Arbeit. Alle meine Kolleg*innen waren schon da. Ich nahm die Daten neuer Kunden auf und legte sie mir zurecht. Ein Vorgang wie an jedem Tag. Doch plötzlich horchte ich auf. Ein Kunde sagte ganz zögerlich zu seinem Nachbarn: Die Taliban kommen. Sie stehen vor den Toren der Stadt. Sie werden Kabul erobern.

Als ich diese Nachricht hörte, war es, als ob Erde und Himmel gleichzeitig einstürzten und mich unter sich begruben.

Die kommenden Tage waren sehr schwierig für mich und meine Familie. Wir spürten jede Sekunde den sich ausbreitenden Tod. Wir hatten keinen Ort, an den wir gehen konnten, um der Situation hier in Afghanistan zu entkommen. Wir hatten keinen Plan, wohin wir am Ende fliehen sollten.

Nach zwei Tagen bekam ich die Nachricht von einem amerikanischen Freund, den ich gerade vor drei Wochen interviewt hatte. Er schrieb: „Liebe Aqeela! Bewahren Sie Ruhe und senden Sie mir all Ihre Dokumente, um Sie aus Afghanistan herauszuholen zu können.“

Am Tag darauf schrieb mir einer meiner Professoren, Michael Sheridan, der 2011 nach Afghanistan gekommen war und mit dem ich in letzter Zeit zusammengearbeitet hatte, eine E-Mail und bat mich, ihm unsere Pässe zu schicken.

Fünf Tage nach der Ankunft der Taliban in Kabul meldete sich Mohsen Makhmalbaf, ein berühmter iranischer Regisseur, bei mir. Er lebte zu der Zeit in London und war 2003 nach Afghanistan gekommen, um den Film seiner Tochter Samira Makhmalbaf zu unterstützen. Der Film hieß *At five in the Afternoon* und ich spielte darin meine erste Hauptrolle.

Diese edle Person stand Tag und Nacht in Kontakt mit mir, führte mich durch die Tage und half mir, durch meine Krise hindurchzugehen. Ich werde die umfassende Zusammenarbeit von Makhmalbaf und Atiq Rahimi nie vergessen, mit der sie all ihre Kollegen aus der Gefahr herausmanövierten, obwohl dafür unzählige Gefahren und Probleme zu umschiffen waren.

.....
22. August 2021
.....

Am 22. August 2021 um 22:00 Uhr ging ich mit meinen Kindern zum Flughafen. Ich musste mein ganzes Leben, 40 Jahre, hinter mir lassen: meinen Bruder Naveed, meine Schwester Najiba und meine süße Nichte Maryam. Ich musste aufbrechen in eine unbekannte Zukunft, weit weg von meinen Angehörigen. Das war schier unvorstellbar und ich konnte nur im Glauben gehen, dass ich nach einer Weile zurückkehren würde. Als wir am Flughafen ankamen, ertranken wir in einer endlosen Menschenmenge. Die gesamte Menschheit wollte raus aus Afghanistan! Es schien, als ob die Erde immer wieder neue Menschen

ausspuckte. Die Situation war fatal und trotz größter Anstrengung gelang es uns nicht, bis zum Rollfeld vorzudringen.

Das französische Programm hatte für jeden der Künstler eine Bescheinigung ausgestellt, die mir durch Makhmalbaf zugeschickt worden war. Wir sollten uns zu den französischen Soldaten begeben und sie vorlegen.

Aber es war uns unmöglich, bis zu diesen Soldaten vorzudringen. Wir warteten bis zum Morgengrauen inmitten der Menschenmasse, aber es gab keine Möglichkeit, uns dem Flughafen zu nähern. Und so beschlossen wir nach Hause zurückzukehren. Es gab keine Hoffnung für uns aus Afghanistan herauszukommen.

.....
23. August 2021
.....

Mit wiederholten Anrufen brachte Mohsen Makhmalbaf mich dazu, mich am 23. August noch einmal zum Flughafen zu begeben. Er war der Ansicht, wir sollten auf keinen Fall die Chance verpassen aus Afghanistan auszureisen – sie hätten Tag und Nacht daran gearbeitet, uns das zu ermöglichen! Wir versuchten es also erneut. Schon in der Nähe des Flughafens sank uns der Mut und wir waren sicher, dass wir auch diesmal nicht zu den französischen Soldaten durchdringen würden. Mühsam kämpften wir uns durch die Menschenmassen. Es war stechend heiß und wir suchten verzweifelt

nach dem großen Abwasserkanal, der das Schmutzwasser aus Kabul heraustransportierte. Dieser Kanal trennte den Flugplatz von der öffentlichen Straße wie eine Mauer. Wir konnten die Soldaten auf der

***mir wurde schlagartig bewusst,
dass ich heute diese Stadt für
immer verlassen werde***

anderen Seite sehen, konnten aber nicht erkennen, ob es Amerikaner oder Franzosen waren. Einige von uns hielten Schilder in die Höhe, auf denen in lateinischen Buchstaben „französische Botschaft“ stand.

Ich hatte mich an diesem Tag erneut von meiner Familie verabschiedet. Als wir den Rand des Kanals erreichten, sah ich endlich die für uns zuständigen ausländischen Soldaten. Und mir wurde schlagartig bewusst, dass ich heute diese Stadt für immer verlassen würde. Wir hatten nichts dabei, keine Kleidung, kein Geld, nur das, was wir am Leib trugen und unsere Handys.

Alle Künstler schrien, damit die Soldaten unsere Schilder erkennen würden, aber sie konnten uns nicht hören, weil zu viel Lärm um uns herum war. Eine Reihe von Leuten war sehr geschwächt, weil sie eine Behinderung hatten. Niemand nahm auf sie Rücksicht. Mein jüngster Sohn, der jung und stark ist, weil er im Fitnessstudio trainiert, konnte nach etlichen Anläufen endlich mit einem französischen Soldaten sprechen,

den er an seiner Armbinde erkannt hatte. Er erklärte ihm auf Englisch, dass wir der französischen Botschaft zugeteilt seien und dass wir die entsprechenden Papiere bei uns hätten.

Der Soldat forderte meinen Sohn auf, ins Wasser zu springen und ihm genau zu erklären, was er sagen wolle. Und mein Sohn warf sich in dieses entsetzlich schmutzige Wasser und sprach mit ihm. Wir alle warteten mit stockendem Atem darauf, was er antworten würde. Es war mittlerweile 15:00 Uhr und der Soldat bat meinen Sohn, alle, die Botschaftspapiere hätten, über den Kanal zu transportieren. Zuerst die Kinder und dann die Künstlerinnen. Mein Sohn fing an, die Kinder meiner Kolleginnen übers Wasser zu heben und der Soldat nahm sie auf der anderen Seite entgegen. Mein zweitältester Sohn begann, den Frauen zu helfen. Er nahm einige meiner Kolleginnen in die Arme und hievte sie hinüber. Am Ende hob er auch mich über den stinkenden Kanal. Als ich auf der anderen Seite angekommen war, befahl der Soldat, dass es nun genug sei. Meine Söhne standen noch mitten im Wasser!
 Ich bin von meinen Söhnen getrennt! Ich kann diesen Schmerz nicht ertragen! Ich will nicht raus aus Afghanistan! Ich will nicht von meinen Söhnen getrennt sein! Das waren die Worte, die ich zu den Soldaten sagte. Ich weigerte mich, meine Bordkarte zu nehmen, setzte mich in eine Ecke und rief meine Söhne an. Aber die sagten: Mutter, du musst gehen! Du darfst deine Abreise nicht stornieren.

Dein Leben ist in Gefahr – wir machen uns Sorgen um dich. Vergiss uns, wir können über Pakistan oder Iran das Land verlassen! Ihre Worte trafen mich bis ins Mark. Alles war mir gleichgültig.

Das erste Charterflugzeug hob ab. Aber ich blieb auf dem Rollfeld mit einigen anderen zurück. Ich weigerte mich zu gehen. Ich bat, das Flugfeld verlassen zu dürfen, um mit meinen Kindern nach Hause zurückzukehren, aber der Kommandant weigerte sich, mich gehen zu lassen. Er bat mich, Ruhe zu bewahren, er würde versuchen, meine Söhne zu holen. Schließlich kam jemand, kniete sich neben mich und sagte: Können Sie uns Fotos von ihren Kindern zeigen? Ich zeigte die Bilder, und da sagten sie: "Es ist großartig wie uns diese jungen Leute geholfen haben. Und jetzt werden wir ihnen helfen und sie zum Rollfeld bringen."
 Es war mittlerweile 20:00 Uhr und ich rief meine Söhne mehrmals an, aber sie antworteten nicht. Als es

Wir verließen mit blutendem Herzen Kabul

dunkel wurde, hatte ich keine Hoffnung mehr. Gerade wollte ich das Rollfeld verlassen, als mir die staubigen Gesichter meiner beiden Söhne in die Augen fielen! Ich stürzte ihnen entgegen. Aber warum war mein dritter Sohn, der wahre Held, der allen über den Kanal geholfen hatte, nicht bei seinen Brüdern? Ich drehte total durch und rannte wie eine

Verrückte das ganze Rollfeld ab, wollte sogar jede Einheit der Soldaten durchsuchen, um meinen Sohn zu finden. Da sah ich, wie mir jemand zuwinkte, der von zwei Soldaten eskortiert wurde. Er kam näher und ich erkannte meinen dritten Sohn in schmutziger Kleidung, verschmiertem Gesicht, verdreckten Haaren. Er war kaum zu erkennen. Die Soldaten erklärten mir, dass mein Sohn ein Held sei und dass sie ihm eine gute Zukunft in Frankreich wünschten. Wir blieben in dieser Nacht auf dem Rollfeld, meine Söhne wuschen sich und ihre Kleider in einer Ecke des Platzes.

.....
 24. August 2021

Am nächsten Tag um 14:00 Uhr Kabuler Zeit erreichten wir Abu Dhabi mit einem militärischen Charterflugzeug. Im Flugzeug waren alle Menschen wie Objekte ins Flugzeug gestopft worden.

Wir verließen unsere Heimatstadt und unsere Seen und Flüsse zusammen mit ihnen, wir verließen mit blutendem Herzen Kabul.

Um Mitternacht wurde es sehr hart. Wir saßen am Flughafen von Abu Dhabi, es war so heiß, die Hitze brannte wie Feuer auf unseren Gesichtern. Wir wurden von französischen Soldaten begrüßt. Sie gaben uns regelmäßig Essen und Wasser und überprüften unsere Papiere. Das ging etwa neun Nächte so weiter, bis einer der französischen Kommandanten, Kirstov, auf mich zukam und meinte, dass heute Abend das Fernsehen und einige vertrauenswürdige Journalisten

vorbeikommen würden. Und er fügte hinzu: Wie würden Sie sich entscheiden, wenn der französische Botschafter nach Abu Dhabi käme? Würden Sie nach Frankreich reisen? Ich sagte: "Ja." Als er meine Zustimmung bekam, versprach er mir, bald wiederzukommen.

Ich war in keiner guten Verfassung. Ich wollte dringend mit meiner Familie sprechen, aber das war nicht möglich, weil es kein Internet gab. Sie hatten zwar vier Telefone für Passagiere zur Verfügung gestellt, aber leider gab es eine endlose Schlange von Leuten, die ihre Familien und Freunde informieren wollten.

Der Kommandant kam zu mir und flehte mich an, endlich weiter zu gehen und das Telefonieren auf später zu verschieben. Er war in Begleitung von vier weiteren Personen.

Wir fragten uns, ob das mit rechten Dingen zugeht. Warum hatten sie uns von den anderen getrennt? Werden sie uns zurück nach Afghanistan schicken? Wir waren sehr beunruhigt und fragten uns, welchen Fehler wir wohl gemacht haben könnten, der dazu geführt hatte, dass man uns von den anderen isolierte.

Kirstov kam und forderte mich und noch zwei weitere Personen auf, ihn zu begleiten. Als wir aus dem Hangar traten, war es so heiß, dass es dampfte. Man führte uns zu einem Flugzeug und wir dachten, jetzt würden sie uns zurück nach Afghanistan bringen. Doch Kirstov erklärte, wir sollen ein Interview geben. Ich hatte große Angst und befürchtete, dass sich unsere Prob-

leme, falls sie uns nach Afghanistan zurückbringen würden, durch dieses Interview um das 100-fache erhöhen würden.

20 Jahre meines Lebens hatte ich vor Kameras verbracht und zum ersten Mal wollte ich nicht in eine Kamera sprechen, selbst vor so seriösen Medien wie BBC, Al Jazeera und CNN. Wie es im Leben so kommen kann: Heute verstecke ich mich vor den Augen der Öffentlichkeit, damit ich meiner Familie in Kabul nicht noch mehr

Wir waren alle Flüchtlinge geworden

Probleme schaffe! Kirstov erklärte, dass der französische Botschafter in Abu Dhabi sei und hier vorbeikommen wolle. Wenn wir den Mut dazu hätten, könnten wir ihm unsere Situation erklären.

Es war noch früh am Abend, wir waren verzweifelt und müde, als ein älteres Ehepaar mit hellen Gesichtern bei uns eintraf. Es war der französische Botschafter mit seiner Frau. Er war die Freundlichkeit in Person. Kirstov ermutigte uns, zu ihm hin zu gehen.

Ich ging zu ihm nach vorne, der Botschafter streckte mir seine Hand entgegen und begrüßte mich. Ich stellte mich vor und dankte ihm für die Zusammenarbeit mit Frankreich und er versprach mir mit einem mitfühlenden Lächeln, so viel wie möglich mit den Afghanen zusammenzuarbeiten. Nur wenige Augenblicke später kamen ein paar Beamte und verlasen unsere Namen von einer Liste.

Sie führten uns zu einem Flugzeug, baten uns einzusteigen und um Mitternacht flogen wir davon.

.....

25. August 2021

.....

Ich konnte nichts anderes denken, als dass ich mich mit jeder Flugminute weiter von Afghanistan entfernte. Um 7:00 Uhr französischer Zeit kamen wir am Flughafen von Paris an.

Wir wurden freundlich begrüßt und ich telefonierte endlich mit meiner Familie in Kabul.

Ich konnte kaum sprechen, so sehr wurde ich vom Weinen geschüttelt. Am Flughafen wurden wir biometrisch registriert, machten einen Corona-Test und am Ende dieser Prozedur, bekamen wir ein Visum. Anschließend brachten sie mich und meine Söhne mit dem Bus in einen Pariser Vorort, wo sie uns ein Zimmer zur Verfügung stellten. Wir verbrachten drei Tage in Quarantäne und danach bekamen wir die Erlaubnis, für eine Stunde in die Stadt zu gehen, um das Nötigste einzukaufen.

In den folgenden 18 Tagen wurden wir mehrmals ins Ministerium für Einwanderung befragt, um eine Entscheidung zu treffen, für welche Städte wir geeignet seien. Ich stimmte allen Entscheidungen zu.

.....

13. September 2021

.....

Nach 18 Tagen, am 13. September 2021, zogen wir in Begleitung eines Mitarbeiters in eine Stadt, die

zweieinhalb Stunden von Paris entfernt lag: Chateauroux. Unsere zukünftige Sozialarbeiterin, eine freundliche, sehr junge Frau, brachte uns in ihrem Auto zu der uns zugeteilten Unterkunft. Unser nicht so ganz neues, aber doch neues Leben begann. Die Stadtverwaltung prüfte unsere Dokumente und befragte uns aufs Neue. An Neujahr 2022 erhielten wir endlich unser Zulassungsschreiben. Ich wurde außerdem von Herrn Ali Hazara und dem Pariser Vorsitzenden des Verbandes „Künstler-im-Exil“ eingeladen, dem Verband beizutreten. Ich hörte alle diese guten Nachrichten zusammen mit meinen Söhnen und ich weiß nicht, ob die Tränen, die wir vergossen von Freude oder Traurigkeit rührten. Ich weinte unendlich viel an diesem Tag, um mich selbst und um den Teil meiner Familie, den ich verloren hatte. Wir waren alle Flüchtlinge geworden.

Verschiedene Schmerzen und Probleme überkamen mich und führten zu mentalen und psychischen Beschwerden. Das setzte mir sehr zu, trotz Mohsen Makhmalbafs

Bemühungen ein Semester lang Psychologiekurse für eine große Anzahl von Künstlern anzubieten, die er selbst abhielt und die für viele von großem Nutzen war. Nach fünf Monaten in Chateauroux bot man uns an, in eine „passendere“ Stadt zu ziehen. Ich wollte endlich in eine größere Stadt, nach Südfrankreich, nach Bordeaux. Eine historisch bedeutende Stadt, eine Erholungsstätte an den Ufern des Atlantischen Ozeans. Das sollte unsere neue Heimat werden!

.....

16. Februar 2022

.....

Am 16. Februar 2022 kamen wir dort an. Das Wetter war dunkel und kalt, eine neue Sozialarbeiterin begrüßte uns und brachte uns in ein altes Haus im Vorort Eysines. Das Haus war so abgenutzt und zerstört, dass mir auf den ersten Blick klar wurde, dass wir hier, am Waldrand, nicht wohnen bleiben konnten. Dieses Haus, eine

ehemalige Bahnhofstation, erinnerte an die Ruinen alter afghanischer Bauwerke, wie den Darulaman-Palast. Die Stadt war wunderschön, aber mein Herz war gebrochen, die Luft war frisch und gut, aber mir ging es schlecht. Aber ich musste mit diesem neuen Leben Frieden schließen und auf mich selbst aufpassen. Mittlerweile haben meine Söhne den Sprachunterricht der ersten Stufe und der höheren Klassen abgeschlossen und bestanden. Auch ich selbst gehe durch diesen Prozess, obwohl mir das Lernen viel schwerer fällt. Die Tage vergehen wie im Flug, wir bewältigen viele Probleme und versuchen unsere Sorgen zu vergessen. Wir versuchen an das Glück und die Zukunft zu denken. Aber ich kann nicht aufhören an Kabul, mein Zuhause, meine Familie und vor allem an meine kleine 8jährige Nichte Maryam zu denken. Ich kann es einfach nicht. Es ist zu schwer für mich. ✨



Aqeela ist 1980 in Kabul geboren. Sie hat drei Söhne, ihre beiden Ehemänner sind verstorben. Sie arbeitete als Lehrerin als sie für den Film At Five in the Afternoon – Panj é asr von Samira Makhmalbaf für die Hauptrolle gecastet wurde. Anschließend dreht sie selbst dokumentarische Kurzfilme. In den letzten Jahren vor der Machtergreifung der Taliban übernahm sie die Leitung einer Mädchenschule und wollte sich in das Parlament in Afghanistan für die Wahl aufstellen lassen. 2021 flüchtete sie nach Frankreich, wo sie heute lebt.





Hoffnung in der Dunkelheit

August 2021: Innerhalb kürzester Zeit übernehmen die Taliban wieder die Macht in Afghanistan. Bereits während ihrer vorherigen Herrschaft wurden besonders Mädchen und Frauen mit tiefgehenden Einschränkungen ihrer Grundrechte konfrontiert. Auch jetzt ist es wieder höchst gefährlich als Frau einfach nur zu existieren. Eine Gruppe afghanischer Frauenrechtsaktivistinnen, die nach Deutschland evakuiert wurden oder sich noch in Afghanistan befinden, versuchen mit dem Kunstprojekt *Hope in Darkness* die afghanischen Frauen mit der Welt zu verbinden.

Ein Interview mit Shiwa, Frauenrechtaktivistin und Soziologin.
Illustrationen: Arbeiten der Wanderausstellung *Hope in Darkness*

Worum geht es bei dem Projekt *Hope in Darkness*?

Mit dem Projekt möchten wir jungen Frauen in Afghanistan die Möglichkeit geben, ihre Erfahrungen, ihre Gefühle, Hoffnungen und Forderungen durch Kunst ausdrücken zu können. Es haben sich 35 junge Künstlerinnen beteiligt und trotz großer Risiken Kunstwerke geschaffen, die wir auf geheimen Wegen nach Deutschland gebracht haben. Jetzt machen wir damit eine Ausstellung, die in verschiedenen Städten gezeigt wird.

Wie entstand die Idee dazu?

Ich habe bereits zu meiner Zeit in Afghanistan darüber geforscht welche Auswirkungen die Herrschaft der Taliban auf das Leben afghanischer Mädchen und Frauen hat. Doch die aktuelle Situation lässt sich nicht alleine durch Forschung wiedergeben. Noch dazu ist der Zugang zur Wissenschaft eingeschränkt. Durch die Kunst möchten wir den Menschen Hoffnung geben. Unter dem letzten Taliban-Regime wurde

Kunst von den Taliban getötet. Wir wollten die Kunst dieser Zeit lebendig erhalten und sie zur Vermittlung von Emotionen nutzen. Die Situation war schwierig und unter den Taliban kam es jeden Tag zu mehr und mehr Einschränkungen. Die internationale Gemeinschaft hat Afghanistan vergessen. Sie denken nicht darüber, sie sprechen nicht darüber. Speziell Frauen in Afghanistan. Sie sind jetzt in ihren Häusern. Sie dürfen nicht arbeiten. Sie dürfen nicht weiter zur Schule gehen oder studieren. Sie sind nur zu Hause.

Wie kamst du zu dem Projekt?

Ich wurde vor zwei Jahren aus Afghanistan nach Deutschland evakuiert. Als ich in Afghanistan gelebt habe, war die Situation früher besser als die jetzige Situation. Früher hatte ich Zugang zu Bildung, konnte zur Universität gehen. Ich habe gearbeitet. Ich hatte das Recht, bestimmten Sportarten nachzugehen. Aber ich wollte mehr, ich hatte Träume. Ich habe immer gesagt, dass die internationale Gemeinschaft in 20

Jahren auf Afghanistan schauen wird und sehen wird, dass es ein Paradies für Frauen ist, dass wir viel geschafft haben. Und dann, in einer Nacht, war alles weg, das Paradies weg. Jetzt leben die Frauen wie in der Hölle. Wir möchten den afghanischen Frauen, die Teil dieses Projektes sind, wieder Hoffnung geben und für sie ein Licht im Dunkeln sein.

Wie sah dein Leben vor jener Nacht, vor der Machtübernahme der Taliban, aus?

Ich denke immer an diese Nacht zurück. Es ist sehr schwierig. Das muss man erleben, um diese Erfahrung nachvollziehen zu können. Es war die schlimmste Erfahrung, nicht nur für mich, für jedes Mädchen und jede Frau in Afghanistan. Vor Jahren habe ich Soziologie studiert und habe später an einer Universität gearbeitet. Ich habe auch für eine NGO gearbeitet, die das Ziel hatte, Mädchen und Frauen zu empowern. Als die Taliban kamen, war ich nicht alleine. Ich war mit den anderen von der NGO. Wir wurden von *terre des hommes* gemeinsam





Let
Afghan
Girls
Learn

Girls = Roy

evakuiert und nach Deutschland gebracht.

Für welche Themen hat sich deine NGO eingesetzt?

In Afghanistan durften wir Frauen früher zum Beispiel keinen Klettersport in den Bergen ausüben. Als Organisation hatten wir dann die Idee, uns für das Recht der Frauen einzusetzen, auch klettern zu dürfen. Wir haben uns zwei Mal die Woche in den Bergen getroffen und waren klettern. Es war sehr gefährlich – wegen der Taliban und wegen konservativer religiöser Gruppen. Die herrschende Vorstellung war, dass Sport nur etwas für Männer ist. Frauen dürfen in Afghanistan keinen Sportarten nachgehen, weder Fahrrad fahren, noch klettern, noch Tennis oder Fußball spielen. Ein paar wenigen Sportarten dürfen Frauen zwar nachgehen, aber nur in Hallen. Aber wir haben uns mehr erträumt. Wir möchten klettern, wir möchten Fußball spielen. Und wir wollten auch andere Frauen dafür aktivieren. Das war die Idee unserer Gruppe und *terre des hommes* hat uns dabei unterstützt. Als die Taliban kamen, wurde unsere Gruppe um drei Uhr morgens geweckt. Es war sehr gefährlich von unseren Häusern in die Berge zu fliehen. Unsere Familien und unsere Freunde haben uns unterstützt. Nach der Machtübernahme durch die Taliban, war unsere Gruppe gefährdet. Wir hatten auch Erhebungen zu dem Thema sexuelle Belästigung gemacht. Wir haben uns in vielen Bereichen für Frauenrechte eingesetzt und waren daher eine Zielscheibe für die Taliban. Deswegen wurden wir von *terre des hommes* nach Deutschland gebracht.

Wart ihr ausschließlich Frauen in eurer Gruppe, in der NGO?

Nein, es gab auch Männer in unserer Gruppe. Die Idee war auch, dass es nicht reicht, wenn Frauen alleine für die Rechte anderer Frauen kämpfen. Wir brauchen die Männer, manchmal auch aus pragmatischen Gründen. Als Frau darf man in Afghanistan nicht Auto fahren. Mein Bruder hat mit seinem Auto viele Mädchen und Frauen aus einigen Häusern mitgenommen und in die Berge gefahren, damit sie evakuiert werden konnten. Unsere Väter und Mütter haben uns auch geholfen. Ohne Unterstützung der Familien und der Männer kann sich die Situation der Frauen nicht verbessern.

Welche Ziele habt ihr euch für das *Hope in Darkness*-Projekt gesetzt?

Wir möchten den Mädchen und Frauen, die die Bilder gemalt haben die Hoffnung geben, dass die Situation in Afghanistan nicht für immer so bleiben wird. Vielleicht dauert es zwei oder fünf Jahre, aber die Dinge werden sich ändern. Viele der Mädchen und Frauen leiden an Depressionen. Manche unter ihnen werden zwangsverheiratet. Sie haben viele Probleme. Viele Frauen in Afghanistan haben studiert. Viele sind Malerinnen oder Schneiderinnen. Vielleicht können wir ein paar der Mädchen Bildungsmöglichkeiten hier in Deutschland bieten.

Wie erfolgreich sind eure Bemühungen bisher? Was habt ihr bislang schon erreicht mit dem Projekt?

Es war gut bis jetzt. Am Anfang hatten wir mit der Sprache ein paar Probleme. Wir kannten das System nicht genau. Aber wir haben ein

Projekt angefangen. Es war erfolgreich, weil wir jetzt in die nächste Phase gehen. Für die nächste Phase haben wir 30 Frauen, Malerinnen, und die Planung ist, dass sie 60 Bilder malen. Die Finanzierung finden wir hier in Deutschland. Wir können das Projekt finanzieren. Leute in Deutschland kommen uns immer zu Hilfe. Sie haben viele Fragen. Jetzt wissen sie Bescheid. Vorher kannten sie die Situation nicht. Das gibt Hoffnung. Die Frauen haben mit diesem Projekt an Erfahrung gewonnen. Jetzt verstehen die Leute besser und möchten auch mehr helfen. Eine Künstlerin möchte vielleicht eine Weiterbildung machen, vielleicht eine Online-Weiterbildung, und die Leute haben mehr Verständnis für die Malerin. Vielleicht gibt es jetzt auch Politiker und Politikerinnen, die von politischer Seite her helfen wollen. Es war also gut bisher.

Welche Herausforderungen hattet ihr mit dem Projekt bisher?

Afghanistan ist gerade in einer sehr schwierigen Situation. Herausforderungen gibt es auf zwei Seiten, in Afghanistan und in Deutschland. In Afghanistan war es besonders schwierig für die afghanischen Mitarbeiter, die uns und den Malerinnen helfen. Sie müssen die Bilder der Malerinnen sammeln und transportieren, ohne dass die Taliban von dem Projekt erfahren. Innerhalb Afghanistans gibt es viele Kontrollpunkte der Taliban, von den Städten bis zu den Grenzen. Es war sehr schwierig, die Bilder von der Stadt bis über die Grenze zu bringen. Die Bilder konnten nicht sachgemäß verpackt werden, damit sie nicht entdeckt werden. Deshalb gab es Schäden an den Gemälden, manche Bilder sahen schlimm aus. Hier in Deutschland war das Problem, dass wir Einzelpersonen

Shiwa ist eine afghanische Frauenrechtsaktivistin und Soziologin. Nach der Machtübernahme der Taliban kam sie nach Deutschland und gründete hier den Verein Facilitating Inclusive Development for Afghanistan (FIDA) in Osnabrück. Sie setzt sich für die Entwicklung progressiver Bildungsansätze, Projekte und Initiativen zur Stärkung von Mädchen und Frauen in Afghanistan ein.

waren, keine Organisation. Deswegen mussten wir eine Organisation gründen, FIDA: *Facilitating Inclusive Development for Afghanistan*. Also, das Projekt ist *Hope in Darkness* und die Organisation ist FIDA. Die Organisation mussten wir gründen für die bürokratischen Sachen, Finanzamt und so.

Es war auch sehr schwierig, dass FIDA einen Ort für die Ausstellung findet. Wir wussten nicht, wie das hier in Deutschland funktioniert. Wir waren neu hier. Es war auch sehr schwierig, weil unsere Gruppe Mitglieder in verschiedenen Städten hat, zum Beispiel in Berlin und Karlsruhe. Wir haben drei Ausstellungen gemacht, unter anderem in Rastatt. Aktuell stellen wir in Osnabrück aus. Es war sehr schwierig mit dem Transport der Bilder.

Die Finanzierung ist eine andere Herausforderung. Wir sind neu hier und wir sind ohne Sachen und ohne Geld gekommen. Erst mal müssen wir die Sprache lernen, dann erst können wir arbeiten. Die Finanzierung ist also auch ein Problem.

Inwiefern hat euch *terre des hommes* bei der Realisierung des Projektes geholfen?

Am Anfang haben uns zwei Professoren aus den USA mit der Finanzierung des Projektes in Afghanistan geholfen. Für die Ausstellungen und den Transport der Sachen hier hat uns dann *terre des hommes* unterstützt. Aber das Geld ist aufgebraucht, darum suchen wir jetzt wieder nach Finanzierungen und Spenden.

Habt ihr für die Künstlerinnen in Afghanistan Material, wie Leinwände, Farbe von Deutschland nach Afghanistan geschickt? Oder habt ihr Geld überwiesen und es wurde vor Ort gekauft?

Wir haben das Material dort gekauft. Nur die Bilder werden von Afghanistan nach Deutschland geschickt. Aber ich kann nicht den genauen Weg verraten, weil wir ein weiteres Projekt haben. Sie werden hierher geflogen.

Ihr hattet schon ein paar Ausstellungen. Wie war das Feedback bisher? Sowohl von den Künstlerinnen selbst als auch von den Besucher*innen?

Bei unseren Ausstellungen geht es ja nicht nur um Kunst. Die Leute kommen zu uns, weil es um Politik und Kunst geht. Deshalb haben die Leute nicht so oft gesagt: „Toll, schön.“ Das Ziel dieser Ausstellung war, über Frauenrechte zu sprechen. Es war schön, als die Menschen kamen. Sie haben viele Fragen gestellt. Viele wussten nicht viel, sie hatten nur ein bisschen was gehört über Social Media und das Fernsehen. Mit der Kunst hatten sie das Gefühl, sie wissen viel besser Bescheid. In der Ausstellung gibt es 35 Bilder, und jedes Bild spricht über ein Thema, zum Beispiel über Wissenschaft, Weiterbildung, Finanzen oder Hoffnung. Viele der Besucher haben gefragt, wie sie den Frauen in Afghanistan helfen können. Sie wollen uns unterstützen und den Frauen weiter helfen.

Was ist dein Wunsch für die Zukunft des Projektes oder des Vereins?

Wir betrachten *Hope in Darkness* nicht als ein Projekt wie jedes andere und danach ist Schluss. Es ist eine soziale Bewegung. Wir möchten mehr Einsatz für Frauenrechte, für Menschenrechte in Afghanistan. Es geht nicht nur um uns, jede soll Zugang haben. Wir möchten, dass die internationale Gemeinschaft, die Journalisten, die Politiker und jede Person die Situation in Afghanistan versteht, dass die Frauen in Afghanistan nicht vergessen werden. Jeder versteht die Situation in Afghanistan, aber bisher bewegt sich nichts. Jetzt möchten wir Bewegung. Es ist für uns erstaunlich, dass jeder Zugang zum Internet und zu Social Media und anderen Medien hat, aber sie wissen nichts voneinander und helfen sich nicht gegenseitig.

Ich glaube, das macht wirklich deutlich, was euer eigentliches Ziel ist: eine Stimme für die Frauen dort zu sein. Dankeschön. ✨

Das Gespräch führte Gülcan Durak.

Die Ausstellung kann über hope-in-darkness.de gebucht werden. Auf der Internetseite des Projektes findet sich darüber hinaus ein Überblick über die Forderungen der Künstlerinnen. Dazu zählen ein Zugang zu grundlegenden Menschenrechten, wirtschaftliche Unabhängigkeit und soziale sowie politische Teilhabe: „Wir fordern die Befreiung aus der Dunkelheit!“

Migration ist Teil der deutschen Gesellschaft

Europäische Politiker*innen wollen Migration stärker bekämpfen und das Asylrecht deutlich verschärfen, wenn nicht gar aussetzen. Wie wirkt sich das auf die Migration aus? Was passiert da gerade, was sind die Hintergründe? Und welche Lösungsansätze könnte es geben? Ein Interview mit Bernd Kasperek

Was machst du genau als Migrationsforscher?

Ich forsche vor allem über das europäische Grenz- und Migrationsregime und über die europäische Grenzschutzagentur *Frontex*. Ebenso beschäftige ich mich mit der Entwicklung des *Gemeinsamen Europäischen Asylsystems* (GEAS), das seit 2015/2016 in einem langwierigen und komplizierten Reformprozess ist.

Mich interessiert vor allem die Frage, was sind die „Innovationen“ auf Seiten der Regierungen, um Migration zu verhindern, zu kontrollieren oder zu stoppen. Das ist wichtig, um zu verstehen, welche neuen Kontrollmechanismen eingeführt werden, und wie sich das auf die Migration auswirkt. Ein Beispiel: Gerade steigt die Anzahl der Ankünfte vor allem im europäischen Süden stark an. Ich denke, das hat mit der in Europa stattfindenden offensiven Diskussion zu tun, die Grenzen nach

Europa zu schließen, den Kontinent quasi abzuschotten, und, dass sich deswegen viele Menschen denken: Vielleicht ist das meine letzte Chance, nach Europa zu kommen.

In deinen wissenschaftlichen Arbeiten ist immer wieder vom europäischen Grenzregime die Rede. Was meinst du damit?

Dieser Begriff stammt nicht von mir allein. Ich bin mit vielen anderen Forscher*innen im *Netzwerk für kritische Migrations- und Grenzschutzforschung* organisiert. Mit dem Begriff wollen wir die Komplexität der europäischen Migrationspolitik fassen. Der Regimebegriff selbst hat einen politikwissenschaftlichen Hintergrund, mit dem Regelungs- und Ordnungssysteme und deren Komplexität im Kontext internationaler Beziehungen verstanden werden sollen. Zum Beispiel die Menschenrechte: Wie kann sich eigentlich so etwas wie Menschenrechte global durchsetzen, wenn es

nicht die Autorität oder Instanz gibt, die deren Geltung einfach befehlen kann? Viele Akteure sind daran beteiligt und irgendwie haben sie eine gewisse Stabilität hergestellt. Das ist eine Erfolgsgeschichte. Wir sehen aber auch aktuell, wie umkämpft und instabil das sein kann. Und es sind nicht nur Staaten, die daran beteiligt sind. Gruppen wie *Human Rights Watch* oder *Amnesty International* und sehr viele lokale Initiativen hatten wesentlichen Anteil an dieser Geschichte. Und so ähnlich ist das bei der Migrationspolitik. Es gibt zwar seit über 20 Jahren den Versuch, eine europäische Migrationspolitik zu machen. Doch das bedeutet nicht, dass die Kommission diese einfach befehlen kann. Es gibt ein relativ großes Geflecht bestehend aus Kommission, Rat und Parlament, Grenzschutzagenturen wie etwa *Frontex* oder Asyl-Agenturen, aus Gerichten wie der *Europäische Gerichtshof für Menschenrechte*, aus den ganzen Mitgliedstaaten mit ihren unterschiedlichen Grenzschutzpolizeien,

NGOs, Aktivist*innen, und so weiter. Und besonders zentral bei der Frage der Migration ist natürlich die Migration selbst. Sie besteht in vielerlei Form und lässt sich nicht einhegen. Sie bahnt sich immer Wege nach Europa. Obwohl das ja eigentlich verhindert werden soll.

Der Regimebegriff hilft uns darüber nachzudenken, was da eigentlich passiert. Denn es entwickelt sich ja in bestimmte Richtungen. Aber wir können ja nicht einfach sagen, die eine Institution oder diese bestimmte Person ist dafür verantwortlich. Da geht immer die Aktivität einer großen Menge von Akteur*innen ein. Manchmal haben sie ähnliche Ideen, manchmal sehr gegensätzliche. Das ändert sich ständig. Das zu verstehen, das zu analysieren, dafür brauchen wir den Regimebegriff.

Aber das wird doch im Allgemeinen nicht mit dem Begriff „Regime“ verbunden?

Darüber hinaus bietet sich dieser Begriff auch an, weil damit auf autoritäre, undemokratische Tendenzen hingewiesen wird. Das wird besonders in der Migrationspolitik immer wieder offenkundig. Denn die Personen, die auf besondere Art und Weise von Migrationspolitik betroffen sind, haben nie eine Möglichkeit, mitzureden. Sie werden nicht nach ihrer Meinung gefragt, sie können auch keine eigenen Vorstellungen äußern bezüglich der Politik, die über sie gemacht wird. Und deswegen ist es auch in diesem Sinne richtig, von einem Regime zu sprechen. Da wird über das Leben von Menschen verfügt, in einer Weise, die im Widerspruch zur Vorstellung eines demokratischen Europas steht. Migrationspolitik an und für sich ist aus demokratietheoretischer Sicht ein Problem.

Du sprichst davon, dass immer wieder rote Linien überschritten werden. Welche meinst du damit?

Nach meinen Beobachtungen darf im Moment alles in Frage gestellt werden, ohne dass allzu groß widersprochen wird. In der Sommerinitiative von Thorsten Frey, Jens Spahn und Sigmar Gabriel beispielsweise wird die Abschaffung der *Genfer Flüchtlingskonvention* (GFK) in Erwägung gezogen. Da war bei mir endgültig eine rote Linie überschritten.

Denn die Inhalte der *Genfer Flüchtlingskonvention* sind ganz wichtige Grundsteine nicht nur des europäischen Asylrechts, die nicht angetastet werden dürfen. Sie sind direkte Konsequenz aus der deutschen und europäischen Geschichte. Sie sind Reaktion darauf, das Europa im Zweiten Weltkrieg seine Grenzen vor den flüchtenden Menschen geschlossen hat. Dass Europa sich einer Aufnahme von Schutzsuchenden verweigert hat. Die GFK ermächtigt Schutzsuchende und verpflichtet Staaten, Verantwortung zu übernehmen. Beides ist heute von überragender Bedeutung.

Thema Europäisches Grenzregime: Es gibt Länder, die ganz offen hervortreten und ankündigen, dass sie niemanden aufnehmen wollen, und dann gibt es Staaten, die das „heimlicher“ tun und die man deshalb nicht kritisiert. Also Gegensatz Polen und Dänemark beispielsweise.

Standardbeispiel Polen und Ungarn. Mein Eindruck ist: Das soll ja auffallen. Die poltern so rum, weil das ein ganz bestimmtes politisches Kalkül von rechts ist. Migration ist der Hebel, um ganz viel in Frage zu stellen. Die Geltung von europäischem Recht.

Die Bindungswirkung von Grundrechten. Die Rolle europäischer Gerichte. Die polnische Regierung stellt offensiv in Frage, ob europäisches Recht über nationalem Recht stehen soll. Das stellt das Fundament der *Europäischen Union* in Frage. Diese Bewegungen wollen keine *Europäische Union*, die wollen eine Europäische Konföderation.

Den dänischen Sozialdemokrat*innen, die eine radikale, segregierende und entrechtende Migrationspolitik betreiben, würde ich das nicht unterstellen. Deren Motivation ist das alte Problem der Sozialdemokratie, die nicht außerhalb des nationalen Rahmens denken kann. Das ist ja auch der Grund, warum es kein soziales Europa gibt.

Wie steht es mit Frontex und deren veränderten Befugnissen?

Es ist wichtig, sich Grenzschutzagenturen genauer anzuschauen. *Frontex* ist mittlerweile die größte Agentur der *Europäischen Union* und hat die meisten Befugnisse. Sie ist Kern-Bestandteil einer europäischen Migrations- und Grenzpolitik. Die Geschichte von *Frontex* beginnt 1999, als Grenzschutz eine europäische Kompetenz wurde. Vorher lag dieser noch bei den Mitgliedstaaten. Es gab schon sehr früh Bemühungen, eine europäische Grenzpolizei zu bauen. Aber es wäre ein relativ weitreichender Schritt für Europa gewesen, sich diese zuzulegen. Deswegen gründete man die Unterstützungsagentur *Frontex* im Jahr 2004. Der Grenzschutz wurde weiter den Mitgliedstaaten überlassen. Aber die Agentur sollte ihnen helfen, professioneller zu werden. Das ist so eine typisch europäische Art, Europäisierung zu betreiben. Die Unterstützung bestand zunächst vor allem in Geldzuwendungen.



Denn die Mitgliedstaaten wollen sich ja nicht erzählen lassen, was sie machen dürfen. Doch das Geld haben sie immer gerne genommen. Das funktionierte ungefähr zehn Jahre.

Während dieser Zeit bekam die Agentur schon immer mehr Befugnisse, mehr Geld und Ausweitungen von Kompetenzen.

Und was passierte dann?

2015 änderte alles. Es bestand der Eindruck, einige Mitgliedstaaten schaffen es nicht, die Grenze so zu sichern, wie es das *Schengener Abkommen* vorsieht. Deswegen gab es ein verstärktes Interesse anderer Mitgliedstaaten – zum Beispiel Deutschland –, dass die Agentur eine stärkere Aufsichtsfunktion über die Grenze einnehmen solle. 2019 wurde dann noch die sogenannte ständige Reserve beschlossen: Die Agentur sollte 10 000 eigene Grenzschrützer*innen einstellen.

Und da ist man wirklich an dem Punkt, dass man eine eigene europäische Polizei hat. Ein krasser Sprung! Das vollzog sich vor allem im Laufe der sogenannten Krise der Migrationspolitik nach 2015.

Das Auffällige ist aber, dass die Agentur selbst in eine Zwickmühle geriet, weil immer mehr Mitgliedstaaten nach 2015 anfangen, eine illegale und immer systematischere Grenzschutzpolitik zu betreiben in Form von illegalen Pushbacks und unrechtmäßiger Internierung. Die Agentur soll die Staaten unterstützen, sich aber nicht an den Gesetzesbrüchen beteiligen, die die Mitgliedstaaten begehen. Verschiedene Seiten zerrten also an der Agentur. Letztes Jahr musste der Exekutivdirektor der Agentur zurücktreten. Ihm konnte zurückgewiesen werden, dass die

Agentur sich indirekt an Pushbacks beteiligt hatte. Zudem log er die Kommission an und führte sich überhaupt sehr selbstherrlich auf. Außer ihm mussten auch sein Vize und noch ein weiterer hoher Beamter aus der Agentur zurücktreten. Momentan ist es um *Frontex* ein bisschen still geworden. Es gibt jetzt einen neuen Exekutivdirektor, ein ehemaliger General aus den Niederlanden. Er versucht, die Agentur neu aufzustellen und zu rehabilitieren. Doch strukturell bleibt das gleiche Problem: Die Agentur ist entweder den Mitgliedstaaten oder dem Recht verpflichtet, beides geht gerade nicht. Denn die Mitgliedstaaten brechen systematisch geltendes Recht, und werden dafür nicht zur Rechenschaft gezogen.

Wer sind denn die Auftraggeber*innen der Agentur?

Hier stellt sich heraus: Es gibt eigentlich niemanden! *Frontex* hat Autonomie und niemand kann ihr exakt vorschreiben, was sie tun soll. Es gibt einen Aufsichtsrat, der sich aber als schwach erwiesen hat. Letzten Endes bestimmt der Exekutivdirektor, welche Praxis die Agentur genau verfolgt. Hier Rechenschaft durchzusetzen, ist unglaublich schwierig. Wenn zum Beispiel die Bayerische Landespolizei sich an einem Verbrechen beteiligen würde, dann müsste der Innenminister dafür – zumindest politisch – haften. Doch in der EU gibt es das nicht – die Verantwortung hört bei dem Exekutivdirektor einfach auf. Deswegen konnte er etwa auch interne Berichte abändern lassen. In einem konkreten Fall war klar, dass die Agentur Daten an die griechische Küstenwache geliefert hatte. Die Küstenwache führte dann einen Pushback durch. Doch das agentur-interne Wissen darum

wurde sozusagen wegzensiert. Auch deswegen hat es so lange gedauert, bis man der Agentur habhaft werden konnte.

Migrationspolitik müsste deiner Meinung nach eigentlich Gesellschaftspolitik heißen, habe ich gelesen. Was meinst du damit genau?

Deutschland, eigentlich ganz Europa, ist von Einwanderung geprägt. Das ist sichtbar und historisch nachweisbar, auch in Ländern, die sagen, sie wollen keine Migration. Zum Beispiel gab es in Polen schon vor Ausbruch des Ukraine-Krieges eine starke Migration von Menschen aus der Ukraine. Deswegen ist es meiner Meinung, falsch von Migrationspolitik zu sprechen. Denn dadurch, dass man eine spezielle Politik für Migration macht, erklärt man Migration immer zum Sonderfall, zur Ausnahme. Wir müssen dagegen darüber reden, was notwendig für die ganze Gesellschaft ist, was muss man für sie tun – und Migration ist eben ein Teil der Gesellschaft. Dadurch verändert sich der Blickwinkel. Nehmen wir das Beispiel der Kommunen. Natürlich gibt es viele, die aktuell ein Problem haben, noch mehr Schutzsuchende aufzunehmen. Aber der Grund dafür ist doch, dass die Kommunen schon seit Jahrzehnten kaputtgespart worden sind. Fehlende soziale Infrastruktur ist ein Problem für alle. Wir müssten uns darüber unterhalten, wie die Kommunen besser ausgestattet werden können, damit es genug Freibäder, Bibliotheken oder Schulen gibt. Einrichtungen also, von denen alle etwas haben können

und die das Zusammenleben ermöglichen. Solange Migration

problematisiert wird, kommen wir nicht an den Punkt, von dem aus überlegt werden kann, wie wir eigentlich zusammenleben wollen und wie wir die Probleme, die es tatsächlich gibt, angehen können, wie soziale Ungleichheit oder der Hitzetod dieses Planeten. Das sind die wichtigen Fragen und da müssen wir eine globale Lösung finden.

Vision oder Ausblick. Was ist deine Vision?

Deine zweite Frage war ja, was meinst du denn mit europäischem Grenzregime? Und ich sagte, wir brauchen diesen Begriff, um die ganze Komplexität zu fassen und damit umzugehen. Es ist wirklich alles sehr kompliziert und schwierig zu erklären. Das hat man bei der aktuellen GEAS-Reform gemerkt, der Reform des Asylsystems. Die meisten Leute haben gar nicht verstanden, was da genau passiert. Warum sind das die Innenminister, die darüber reden, was ist die Rolle des Parlaments, was sind genau die Vorschläge? Und dann spielt sich das alles 2000 Kilometer entfernt im Süden ab ... Wenn es darum geht, dann braucht man Expertise und manchmal ist es dann eine „Nerd-Show“.

Deswegen überlege ich ständig: Wie können wir das anders machen? Es muss meiner Meinung nach an den Ort zurückgeholt werden, wo die Leute leben, wo Gesellschaft stattfindet, wo auch, so könnte man sagen, die Integration tatsächlich stattfindet. Meine Überlegungen beziehen sich auf die Kommunen, und was man da machen kann.

Zum einen glaube ich, dass es kleinere und überschaubarere Strukturen braucht, in denen sich jede*r etwas ausdenken kann. Und zum anderen meine ich, es muss entwickelt werden, dass in Kommunen Anforderungen an eine andere Politik gestellt werden. Denn es soll nicht mehr nur noch um die Grenzen gehen, sondern vielmehr um das Leben, das gemeinsame Leben, das Zusammenkommen und die Gesellschaft. Das sollte im Mittelpunkt stehen oder wieder dorthin zurückgeholt werden.

Deswegen ist es auch so wichtig, dass es diese vielen Initiativen gibt, die vor Ort aktiv sind, wie zum Beispiel auch die *Hinterland*, weil sie relevante Themen aus dem komplizierten europäischen Geflecht herausholt und relativ klar zeigt, was das mit Alltag und Gesellschaft zu tun hat. Das ist im Kern die Bewegung der solidarischen Städte. Genau darin finde ich, liegt auch eine Chance. Europa lässt sich ja anders denken. Nicht als die Summe von Nationalstaaten, sondern viel stärker über die Kommunen und Städte. So ließe sich die starke nationalstaatliche Aufteilung Europas überwinden. ✨

Das Gespräch führte Pezi Novi

Bernd Kasperek

ist Kulturanthropologe und Migrationsforscher. Er leitet die Abteilung „Integration, soziale Netzwerke und kulturelle Lebensstile“ an der Humboldt-Universität zu Berlin und ist spezialisiert auf Europäisierung und Infrastrukturen.

2021 erschien sein Buch Europa als Grenze. Eine Ethnographie der Grenzschutz-Agentur Frontex, im transcript-Verlag.

RAINIA

STATE



DARIEN

CAUCA

TOLIMA

CUNDINAMARCA

COLOMBIA



DAS DARIÉN GAP

Flucht zwischen Dschungel, Drogenschmuggel und wilden Tiere

Warum durch den Dschungelabschnitt, der Nord- und Südamerika miteinander verbindet, wohl niemals eine Straße führen wird? Weil gleich mehrere Länder ein Interesse daran haben, dass das Darién Gap beinahe unpassierbar bleibt. Von Leon Scheffold

Der 1923 geplante *Pan-American Highway*, der Nord- und Südamerika miteinander verbinden und damit die Möglichkeit schaffen sollte, von Argentinien bis nach Alaska zu fahren, ist heute die längste Straße der Welt. Der Highway reicht von Alaska bis Feuerland in Argentinien und wird nur durch einen knapp 160 Kilometer langen, dichten Dschungelabschnitt unterbrochen: das Darién Gap, das Panama mit Kolumbien und somit beide amerikanischen Kontinente miteinander verbindet. Das Darién Gap ist nicht nur für Autos unpassierbar, auch ohne Auto ist die Durchquerung des dichten Dschungels für Menschen sehr gefährlich. Da das Darién Gap aber die einzige Verbindung zwischen Südamerika und Nordamerika ist, passieren jährlich

hunderttausende Migrant*innen den Abschnitt, um sich auf den Weg nach Nordamerika zu machen. Sie fliehen vor Armut, Verfolgung und bewaffneten Konflikten und hoffen auf ein besseres Leben im Norden.

Für das Jahr 2023 vermutet die UN, dass über 400.000 Menschen das Darién Gap durchqueren werden, rund 60.000 davon Minderjährige, die meisten aus Venezuela. 2022 waren es laut der Regierung Panamas noch 248.284 Menschen, im Jahr davor rund 130.000 Menschen. Die Zahl der Flüchtenden steigt also gravierend schnell an. Der Dschungelabschnitt wird zu einer der meistgenutzten Fluchtrouten.

der Welt. Weshalb noch immer keine Straße durch das Darién Gap führt? Weil gleich mehrere Länder ein Interesse daran haben, Menschen den Weg nach Nordamerika zu versperren und die Situation für Flüchtende daher genauso zu lassen, wie sie ist.

Was macht das Darién Gap so gefährlich?

In den ersten sechs Monaten des Jahres 2023 starben laut dem *International Committee of the Red Cross (ICRC)* offiziell über 60 Menschen beim Versuch, das Darién Gap zu durchqueren. Da der tiefe Dschungel die Bergung toter Körper fast unmöglich macht und die unzähligen Routen durch das Darién Gap längst nicht alle bekannt sind, weiß jedoch niemand genau, wie viele Menschen wirklich sterben. Die meisten Flüchtenden, die im Darién Gap ihr Leben ließen, ertranken in einem der vielen Flüsse, die sich durch das Gelände ziehen und überwunden werden müssen. Dazu sorgt das unwegsame Gelände für zahlreiche Verletzungen wie beispielsweise Knochenbrüche, die die Reise erheblich erschweren oder sogar beenden. Da die Durchquerung des Darién Gap mehrere Tage bis Wochen erfordert und es unmöglich ist, genügend Trinkwasser für diese Zeit zu tragen, sind Flüchtende gezwungen, verunreinigtes Flusswasser zu trinken, welches häufig zu schwerwiegenden Infektionen führt. Wer all diesen Hürden trotz, muss sich auch noch vor gefährlichen Tieren wie giftigen Schlangen oder Jaguaren in Acht nehmen, von denen der Dschungel in dieser Region unzählige bereithält.

Durch die fehlende Infrastruktur im Darién Gap ist die Route auch für den Drogenschmuggel nicht einfach zu überwinden. Kolumbianische Drogenringe nutzen daher Migrant*innen als bezahlte Transporteur*innen. Denn die Flucht durch das Darién Gap ist nicht kostenlos, und durch die Bezahlung durch die Drogenringe können Flüchtende ihre Reise finanzieren. Dabei nehmen sie harte Bestrafungen der Justiz in Kauf, sollten sie gefasst werden. Da selbst die Polizei oder das Militär im rechtsfreien Raum zwischen Panama und Kolumbien nicht anzutreffen ist, haben die Drogenhändler*innen leichtes Spiel, die schlechte Situation der ohnehin schon leidenden Menschen für ihre Zwecke auszunutzen.

Wie funktioniert die Flucht durch das Darién Gap?

Um die Reise zu beginnen, müssen Migrant*innen eine Fähre durch den Golf von Urabá bis nach Acandí oder Capurganá nehmen. Von diesen beiden Orten aus gibt es für sie mehrere Routen durch den Dschungel, die sie zusammen mit sogenannten „Guides“ zurücklegen. Die verschiedenen Routen haben unterschiedliche Preise. Und so sind vor allem die Ärmsten der Flüchtenden gezwungen, die schlechtesten und somit günstigsten Routen und Guides zu wählen. Wer keine*n Schlepper*in möchte oder sich ihn oder sie schlicht nicht leisten kann, muss auf eigene Faust versuchen, sicher in Panama anzukommen. Ohne Menschen, die das Terrain und seine Gefahren kennen, steigen die Risiken der Flucht um ein Vielfaches.

In Panama angekommen, werden die Flüchtenden von Panamas *National Migration Service (SNM)* registriert und in Camps untergebracht, in denen sie medizinische Hilfe bekommen, bevor ihre schwere Reise in ein besseres Leben weitergeht.

Autobahn oder Zaun?

Die Zukunftsplanung Panamas

Wie reagiert nun die panamaische Regierung auf die rapide steigende Zahl der Menschen, die das Darién Gap durchqueren?

Im Jahr 2019 schloss Panama zusammen mit der Regierung Costa Ricas das bilaterale Abkommen „flujo controlado“, das übersetzt „kontrollierter Fluss“ bedeutet. Das Gesetz sollte zum einen die Zahl der täglich erlaubten Durchreisenden limitieren. Zusätzlich sollte die Möglichkeit eingeschränkt werden, Camps und Auffangstationen auf eigene Faust zu verlassen. Gleichzeitig sollte aber auch die nötige Infrastruktur geschaffen werden, die Ankommenden in Panama und Costa Rica zu erfassen und ihre Weiterreise zu steuern. Das Abkommen der beiden Länder sieht vor, dass Panama die Flüchtenden vom Süden des Landes, in dem sich auch das Darién Gap befindet, in den Norden befördert und in costa-ricanische Hände übergibt. Von dort aus können sich die Menschen weiter auf den Weg Richtung Norden machen.

Da nur etwa ein Prozent aller Flüchtenden angibt, in Costa Rica bleiben zu wollen, und die legale Einwanderung nach Panama durch die komplizierte Visa-Vergabe des Landes schwierig ist, funktioniert das Abkommen für beide Länder gut. Sprich: Panama und



Leon Scheffold
*verlässt seine
 Wohnung nie ohne
 Kamera, selbst wenn
 der Ausflug nur bis
 zum nächsten Späti
 geht.*

Costa Rica haben ein genaues Auge darauf, wer in ihrem Land ist und sichern sich zusätzlich ab, dass diese Menschen ihre Länder auch wieder verlassen. Nebenbei sind die Flüchtenden auch einen Schritt näher an dem Ziel der großen Mehrheit von ihnen: den USA.

Im April 2023 erklärten die USA, Panama und Kolumbien offiziell, die Zahl der Flüchtenden durch das Darién Gap senken zu wollen. Die formulierten Ziele des Abkommens der drei Länder sind in erster Linie die Beendigung des irregulären Waren- und Personenverkehrs durch das Darién Gap und die Eröffnung von mehr legalen Wegen für Migrant*innen in die Vereinigten Staaten.

Seit Abschluss des Abkommens der drei Länder hat die Migration durch das Darién Gap nicht abgenommen. Stattdessen klagt Panama über mangelnde Zusammenarbeit mit der kolumbianischen Regierung zur Umsetzung der Ziele. Die USA haben sich verpflichtet, einigen Migrant*innen, die sonst das Darién Gap durchqueren würden, einen alternativen und sicheren Weg zur legalen Migration in die USA anzubieten. Dafür eröffnete die USA drei „Migration Offices“, bei denen sich Flüchtende vorstellen konnten. Einen Tag nach der Eröffnung der Büros wurde die Annahme von Neu-Anträgen eingestellt, da die maximale Kapazität erreicht war.

Wieso wird nicht einfach eine Straße durch das Gap gebaut?

Der Dschungel im Darién Gap beherbergt zusätzlich zu seiner reichen Artenvielfalt auch indigene Stämme, die seit jeher dort leben. Eine Straße durch den Dschungel würde deren Lebensgrundlage in Teilen zerstören. Der Norden Amerikas, insbesondere Panama und die USA, vermuten durch eine Autobahn durch das Gebiet steigenden Drogenschmuggel. Das Darién Gap wirkt hierfür aktuell durch seine schwere Passierbarkeit wie eine Art natürliches Hindernis. Von kolumbianischer Seite aus wäre bei einem geplanten Bau der Aufschrei der illegalen Gruppierungen im Norden des Landes, die den Menschen- und Drogenhandel kontrollieren, wohl sehr groß. Der Status quo ist für die Gruppierungen, die den Drogenhandel koordinieren und auch Kontrolle darüber haben, wer die Grenze passiert, rentabel. Da Gangs und Kartelle teilweise ganze Regionen dominieren, könnte dieser Aufschrei drastisch ausfallen. Die kolumbianische Regierung hat also auch aus Eigenschutz kein gesondertes Interesse daran, den Bau der Autobahn voranzutreiben. Außerdem bräuchte es zur

Finanzierung der Autobahn viele Milliarden, die kein*e Investor*in bereitstellen möchte, da das sumpfige Dschungelgebiet nicht nur sehr schwer zu bebauen ist, sondern durch seine Beschaffenheit vor allem finanzielle Risiken birgt. Und natürlich vermutet der Norden Amerikas, dass eine Autobahn ein Pull-Faktor für Flüchtende sein könnte, da durch den Bau der Straße die Risiken der Reise geschmälert und somit Hürden für eine Flucht abgebaut werden könnten. All dies bewirkt, dass es wohl nie eine Straße durch das Darién Gap geben wird.

Wie wird sich die Situation in der Zukunft gestalten?

Die Zukunft des Darién Gaps ist nicht einfach vorherzusagen. Denn die Zahl der Flüchtenden steigt stark und die Gefahren, die der Weg birgt, schrecken offensichtlich die wenigsten ab. Dazu bleiben die Push-Faktoren aktuell, die Südamerikaner*innen zum Verlassen ihrer Heimat drängen und haben sich in einigen Ländern zuletzt noch verschärft, wie beispielsweise in Venezuela. Werden die existierenden Fluchtrouten durch das Darién Gap geschlossen, werden sich wohl neue Wege formen, die noch risikoreicher sein könnten – denn das Bedürfnis der Menschen nach einem besseren Leben wird nicht unterdrückt, wenn die Flucht erschwert wird. Einige Expert*innen empfehlen den nordamerikanischen Ländern und insbesondere den USA, den Zugang zu Asyl zu erleichtern und dadurch legale Fluchtwege zu schaffen. Die panamaischen und die kolumbianischen Regierungen, auf deren Staatsgebiet das Darién Gap liegt, könnten die Durchquerung des Gebiets erleichtern, beispielsweise durch eine erhöhte Präsenz von medizinischem Personal, weiteren Camps für Flüchtende oder mehr Dolmetscher*innen. Dadurch könnte zumindest die Sicherheit der Flüchtenden ausgebaut werden.

Das Darién Gap ist zwar eine infrastrukturelle Lücke zwischen den beiden amerikanischen Kontinenten, doch es hindert Flüchtende nicht auf dem Weg gen Norden. Die Menschen werden die Route weiter nutzen, selbst wenn sie so gefährlich bleibt wie sie aktuell ist und auch dann, wenn die Gefahren noch drastischer werden. Eine echte Lösung für das Problem der steigenden Migration nach Nordamerika kann es erst geben, wenn die Gründe, weshalb die Menschen zur Flucht aus ihren Heimatländern aufbrechen, beseitigt werden. Und ob es dazu jemals kommen wird, bleibt nur zu hoffen. ✖

Auf der Suche nach Reggae und Sicherheit



(Un-)Geplante Fluchtwege nach Zentral- und Südamerika

Es ist eine weit verbreitete eurozentrische Annahme, dass Migrationsbewegungen primär in den Globalen Norden zielen. Der größte Teil der globalen Migrationsbewegungen findet jedoch zwischen Ländern des sogenannten Globalen Südens statt.

Die Soziologin Eva Bahl diskutiert in diesem Text Biographien und Migrationsverläufe von Menschen, deren Fluchtwege sie nach El Salvador beziehungsweise Brasilien führten.

Ich vermisse den Reggae

Thomas Samuel lernte ich im zentralamerikanischen El Salvador kennen. Er kam aus Nigeria und war auf seinem Weg nach Kanada in El Salvador gestrandet. Eigentlich wollte er am dortigen Flughafen nur umsteigen, aber man ließ ihn nicht in das Flugzeug einsteigen, das ihn nach Nordamerika bringen sollte. Schließlich wurde er in El Salvador von der evangelisch-lutherischen Kirche aufgenommen und unterstützt – und blieb. Ich erinnere mich, dass er sich freute, mit mir Englisch sprechen zu können. Und dass er mir erzählte, dass er Reggae vermisse. Er könne diese ganzen Latino-Musik nicht mehr hören. Ich hatte damals für meinen mehrmonatigen Aufenthalt in El Salvador einige Kassetten mitgebracht und ließ ihm bei unserer zweiten Begegnung ein paar, auf denen auch Reggae zu hören war.

El Salvador ist bekannt dafür, dass Menschen von dort fliehen – vor der Gewalt des Bürgerkrieges (1980 – 1992), aber auch vor Bandengewalt und Repression. Sie fliehen zumeist in die USA, manche von ihnen aber auch nach Mexiko oder Costa Rica. Weniger bekannt ist El Salvador als (intendiertes) Fluchtziel. Und so lernte ich zwar während meines Aufenthalts dort unzählige Menschen kennen, die schon mal illegalisiert in die USA migriert waren. Aber Thomas Samuel blieb der einzige von einem anderen Kontinent Geflüchtete, den ich dort traf. Ich musste oft an ihn denken, als ich mich später im Rahmen von verschiedenen soziologischen Forschungsprojekten mit verschlungenen Flucht- und Migrationswegen, unter anderem nach Brasilien, beschäftigte.

Brasilien blieb für die meisten Geflüchteten ein Transit-Ort

Auch Brasilien ist zwar aus der hiesigen, oft eurozentrischen Perspektive kein klassisches Fluchtziel, hat aber diesbezüglich eine lange Geschichte vorzuweisen. Es wurde bereits in den 1970er-Jahren zum Ziel von Fluchtmigrationen aus Nachbarländern, in denen Militärdiktaturen regierten und Oppositionelle starker Repression ausgesetzt waren, darunter Chile, Paraguay, Uruguay und Argentinien. Da in Brasilien selbst das Militär an der Macht war und Brasilien im Rahmen der *Genfer Flüchtlingskonvention von 1951* nur der Aufnahme von europäischen Geflüchteten zugestimmt hatte, blieb Brasilien für die meisten Geflüchteten ein Transit-Ort. 1977 eröffnete das UNHCR ein Büro in Rio de Janeiro, um das Resettlement von circa 20.000 südamerikanischen Geflüchteten – vor allem in europäische Länder – zu organisieren. Ab den 1990er-Jahren intensivierten sich Fluchtmigrationsbewegungen nach Brasilien. Zunehmend kamen Menschen an, die im Kontext der Bürgerkriege in Angola – wie Brasilien ehemalige portugiesische Kolonie – und Liberia geflüchtet waren. Diese Menschen kamen über Tourist*innen-Visa ins Land, beantragten im Land angekommen aber Asyl. Da sie nicht der klassischen Flüchtlingsdefinition nach der *Genfer Flüchtlingskonvention* entsprachen (die meisten flohen nicht vor individueller Verfolgung), wandte die Regierung für sie eine weiter gefasste Definition des Begriffs "Flüchtling" an und verlieh ihnen den entsprechenden Schutzstatus. Im Jahr 1997 wurde das *Nationale Komitee für Flüchtlinge CONARE* gegründet. 1999 wurde das Regierungsprogramm *Reassentamento Solidário* mit dem Ziel eingeführt,

Brasilien als Zielort von Resettlement zu etablieren. In der Folge des Erdbebens in Port-au-Prince im Januar 2010 kamen zunehmend Haitianer*innen nach Brasilien. Diese fielen wieder nicht unter die brasilianische Flüchtlingsdefinition, die individuelle Verfolgungsgründe voraussetzte. Brasilien bemühte sich deswegen um andere Formen der Regularisierung und führte das *humanitäre Visum* ein. Dieses sollte bereits in der Botschaft in Port-Au-Prince ausgestellt werden und somit auch Infrastrukturen der organisierten Kriminalität entmachten, die an der Migrationshilfe viel verdienten. Migration sollte reguliert und entkriminalisiert werden. Im September 2013 verkündete Brasilien außerdem die Einführung eines *humanitären Visums* für Menschen, die aus dem syrischen Bürgerkrieg fliehen mussten.

Trotz dieser zum Teil entgegenkommenden Migrationspolitik und der Unterstützung durch (zumeist christliche)

In Trinidad wurde er in ein Flugzeug gesetzt, um abgeschoben zu werden

Familie zu versorgen, plante er im Jahr 2018 nach Trinidad zu migrieren. Dort hatte er einen Freund, der ihm mit Kontakten bei der Jobsuche helfen sollte. Doch in Trinidad wurde ihm die Einreise verweigert und er wurde unmittelbar in ein Flugzeug gesetzt, um abgeschoben zu werden. Dieser Rückflug hatte einen Zwischenstopp in Brasilien, am Flughafen von São Paulo. Julius entschied sich, dort Asyl zu beantragen. Seitdem lebt er in Brasilien und wartet derzeit auf seine Einbürgerung, um von Brasilien aus nach Kanada zu migrieren. Der Landweg nach Nordamerika, den viele seiner westafrikanischen Bekannten während der Pandemie wählten, ist ihm zu gefährlich. Durch seine vielen Kontakte hat er zahlreiche Informationen über die Route und ihre Risiken. Zwischenzeitlich hatte er ein Visum für Mexiko erhalten, entschied sich dann aber doch gegen

Nichtregierungsorganisationen sind Geflüchtete in Brasilien ab ihrer Ankunft stark auf sich selbst gestellt, da es kaum staatlich organisierte Unterstützungsstrukturen gibt. Die meisten von ihnen arbeiten im – ohnehin sehr großen – informellen Sektor oder unter schlechten Arbeitsbedingungen in der Landwirtschaft oder in Schlachthäusern. Das zeigen auch die Lebens- und Migrationsverläufe von Menschen, die ich im Rahmen meiner Forschungstätigkeit interviewte und die ich im Folgenden vorstellen möchte:

Seine Zukunftsvision: Selbstbestimmtes In-Bewegung-bleiben

Die Lebens- und Familiengeschichte von Julius James aus Sierra Leone spielte sich viele Jahre zwischen Sierra Leone und Nigeria ab. Er und seine Familie erlebten in dieser Zeit immer wieder massive kollektive Gewalt. Seine Mutter wurde im sierraleonischen Bürgerkrieg beim gemeinsamen Versuch, das Land zu verlassen, vor seinen Augen erschossen. Zuletzt waren er und seine Familie im Nordosten Nigerias (Borno State) Bedrohung und Gewalt durch Boko Haram ausgesetzt. Als die Mobilität zwischen Sierra Leone und Nigeria ihm nicht mehr ausreichend Optionen bot, um in Sicherheit zu leben und seine

diese Weitermigration, die letztlich auf einen Grenzübergang in die USA abgezielt hätte. Er mag das Leben in Brasilien, hat inzwischen Portugiesisch gelernt und eine Brasilianerin geheiratet. Doch die ökonomische Situation sei zu schwierig. In Kanada möchte er irgendwann mehr Geld verdienen, aber weiterhin regelmäßig Zeit in Brasilien verbringen. Seine Zukunftsvision beinhaltet also das In-Bewegung-bleiben, aber es soll selbstbestimmt, mit Papieren ausgestattet und vor allem finanziell abgesichert stattfinden.

Nach Brasilien wollte sie ursprünglich gar nicht

Mina Ahmed aus dem Irak war vor ihrer Familie geflohen, in der sie massiver Gewalt – zuerst durch den Vater und dann durch den Ehemann – ausgesetzt war. Die kollektive Gewalt im Land, der Krieg der USA und der sunnitisch-schiitische Konflikt hatten bei ihrer Fluchtentscheidung nur eine nachrangige Rolle gespielt. Nach einigen Jahren in Jordanien, von wo aus sie sich erfolglos um Resettlement-Programme nach Kanada oder in die USA bemühte, erhielt sie über die evangelikalen Kreise, in denen sie sich bewegte – sie war inzwischen konvertiert –, das Angebot nach Brasilien zu migrieren. Nach Brasilien wollte sie ursprünglich gar nicht. Sie hielt das Land für gefährlich

und arm. Auch die Sprache stellte eine Hürde dar. Sie hatte sich jahrelang auf eine Migration in ein englischsprachiges Land vorbereitet und sich mit Hilfe von Fernsehserien Englisch beigebracht. Aber mangels Alternativen entschied sie sich dann doch für diesen Weg. In Brasilien ließ sie sich taufen und fand Unterstützung in exil-irakischen Kreisen. Viele dieser Iraker*innen waren schon während des ersten Golfkrieges nach Brasilien gekommen. Kurz nach unserem Interview entschied sie sich, über Erbil im Nordirak in die Türkei zu migrieren, um dort eine Freundin und eine ihrer Schwestern zu treffen.

Geld verdienen, um ein besseres Leben im Senegal haben zu können

Amadou N. und Bayo D. waren beide 2013 beziehungsweise 2014 aus dem Senegal nach Brasilien gekommen. Nach verschiedenen Stationen kamen beide nach Rio de Janeiro. Sie lebten mit zwei weiteren Männern aus dem Senegal in einer kleinen Wohnung in dem Strandviertel Copacabana und lebten

post-pandemische Situation nicht zu einer eindeutigen Verbesserung ihrer Lebensumstände beitrug, entschlossen sie sich, gemeinsam mit vielen anderen auf dem Landweg in die USA zu migrieren. Beide leben nun in den USA.

Migrationsprojekte bleiben häufig un abgeschlossen

Ähnlichen Lebens- und Migrationsgeschichten sind wir im Rahmen unseres Forschungsprojektes immer wieder begegnet. In nahezu allen Fällen bleibt das Migrationsprojekt vorerst un abgeschlossen: Brasilien war weder notwendigerweise das angestrebte Ziel noch wurde es als Endpunkt des Migrationsprozesses verstanden, der häufig bereits viele Jahre andauerte.

Was die Geschichten jedoch deutlich unterscheidet, ist der Grad der Planung der Migrationsprojekte. Julius James und Thomas Samuel beantragten an Flughäfen Asyl, von denen aus sie wieder abgeschoben worden wären beziehungsweise an denen ihnen eine

Weiterreise verweigert wurde. Amadou und Bayo hingegen entschieden sich gezielt für Brasilien, als dieses sich in einer wirtschaftlichen Aufschwungsphase befand. Viele Senegales*innen wählten

Während der Pandemie brach ihre Einnahmequelle – der Tourismus – weg

davon, dass sie Sonnenbrillen, Bluetooth-Lautsprecher und andere Waren am Strand verkauften. Diese hatten sie meist zuvor möglichst günstig auf der Avenida 25 de Março im Zentrum der 450 Kilometer entfernten Stadt São Paulo eingekauft. Sie konnten regelmäßig Geld an ihre Familien schicken und hatten Aufenthaltstitel, die ihnen erlaubten, ihre Familien im Senegal zu besuchen. Bayo war im Senegal verheiratet und hatte einen Sohn. Viele der senegalesischen Männer, mit denen wir sprachen, hatten vor ihrer Migration Familien gegründet. Sich in Brasilien zu etablieren und die Familien nachzuholen, war jedoch nicht ihr Plan. Sie wollten Geld verdienen, um dann ein besseres Leben im Senegal haben zu können.

Als die Pandemie in Brasilien wütete, konnten Amadou und Bayo über mehrere Monate hinweg ihre enge Wohnung nur in Ausnahmefällen verlassen. Ihre Einnahmequelle, der Tourismus, brach weg und sie waren sehr besorgt darüber, dass sie ihre Geldreserven aufbrauchten. 2021 gelang es Bayo, seine Frau und seinen Sohn im Senegal zu besuchen. Als sich die

Brasilien damals – teilweise auch im Zusammenhang mit den erleichterten Einreisebedingungen während der Fußball-WM 2014 – als Migrationsziel. Letztendlich verließen sie das Land aber nach einigen Jahren wieder, da sich – nicht zuletzt durch die Covid-19-Pandemie – die wirtschaftliche Situation dort deutlich verschlechtert hatte.

Die Planbarkeit von Migrationsprojekten hängt wiederum mit der jeweiligen Lebensgeschichte und aktuellen Situation der Migrierenden zusammen. Die Senegalesen Amadou und Bayo verstanden ihre Migration klar als ökonomisches Projekt zur Versorgung ihrer Familien. Beiden war es wichtig, ihre Verwandten regelmäßig besuchen zu können und ihnen Geld zu senden. Mina Ahmed und Julius James hingegen haben eine Reihe von gewaltsamen Ereignissen und anderen Krisensituationen erlebt. In beiden Fällen führten diese Ereignisse und das dadurch verursachte Leid nicht von vornherein zu einer transkontinentalen Migration. Mina verließ den Irak und blieb sechs Jahre lang im Nachbarland

Jordanien, bevor ihre neu aufgebauten religiösen Netzwerke ihr die Weiterreise nach Brasilien ermöglichten. Für Julius James war es lange Zeit nicht das Ziel, Westafrika zu verlassen. Im Gegenteil, lange Zeit schien der regelmäßige Ortswechsel zwischen Nigeria und Sierra Leone seine Strategie zu sein, um sich Krisenerfahrungen zu entziehen und sich so ein gewisses Maß an Handlungsfähigkeit zu bewahren. Als er sich schließlich entschloss, ein weiteres Migrationsprojekt in Richtung Karibik zu starten, zielte er auf ein Land, in dem Englisch die Amtssprache ist, in dem ein Freund von ihm bereits Fuß gefasst hatte und ihm Hoffnung machte, ihn unterstützen zu können.

Mina Ahmed hingegen war vor der Gewalt ihres Ehemannes sowie ihrer Herkunftsfamilie geflohen. Ihre Familie stellte für sie eine Bedrohung dar und folglich hat sie heute kaum Kontakt zu Verwandten. Brasilien war nicht ihr ursprüngliches Reiseziel, aber die Entfernung zum Irak verschaffte ihr ein Sicherheitsgefühl. In beiden Fällen war die Flucht vor Gewalt – auf sehr unterschiedliche Weise – mit der Familiendynamik verwoben. Während Mina Ahmed vor der Gewalt in ihrer Familie floh – die allerdings nur im Rahmen der kollektiven Gewalt in diesem Maße möglich war – spielte für Julius James die wirtschaftliche Ebene eine zentrale Rolle. Seine Schwestern unterstützten ihn bei seinen Migrationsprojekten, erwarteten aber auch, dass er ihnen Geld schickte. Julius James flüchtete also vor der Gewalt von Boko Haram, aber auch, um seine Familie unterstützen zu können. Dies zeigt deutlich: Ökonomisch motivierte Migration und Fluchtmigration sind nicht klar voneinander zu unterscheiden. Die Aspekte greifen immer ineinander und die Suche nach dem besseren Leben beinhaltet zumeist sowohl den Wunsch nach ökonomischer als auch sozialer und politischer Sicherheit. Dennoch macht es einen starken Unterschied, gerade für ein Gefühl von Handlungsmacht, ob das Migrationsziel anvisiert war, oder ob es sich zufällig und zu großen Teilen fremdbestimmt ergeben hat.

Die Migrationsprojekte aller hier vorgestellten, in Brasilien gelandeten Menschen waren Langzeitprojekte, begrenzt planbar und unabgeschlossen. Sie alle zeigen: Der Grad der Vorhersehbarkeit und Planbarkeit ist je nach Migrationsprozess sehr

unterschiedlich. So kann eine Flucht vor kollektiver Gewalt organisierter und geplanter verlaufen als dies bei Julius James und Mina Ahmed der Fall war. Dies zeigt sich etwa im Vergleich mit syrischen Geflüchteten, die mit einem humanitären Visum nach Brasilien kommen.

Biografische Forschung in Kombination mit historischer Kontextualisierung ermöglicht, diese Prozesse zu begleiten und zu analysieren, welche Verläufe und Konstellationen zu bestimmten „Migrationsentscheidungen“ beziehungsweise „-ergebnissen“ führen.

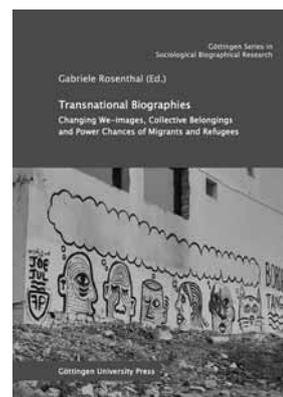
Thomas ist nach Belize weitergezogen

Von Thomas Samuel, dem nigerianischen Reggae-Liebhaber, erfuhr ich einige Zeit später, dass er nach Belize weitergezogen war. In diesem mittelamerikanischen Land ist Englisch die Amtssprache und circa ein Drittel der Bevölkerung sind Schwarze Menschen, deren Vorfahren im Kontext von Versklavung aus Afrika verschleppt worden waren. Ich hörte, dass er sich dazu entschieden habe, weil er sich dort sprachlich und kulturell mehr zuhause fühle. Wir sind leider nicht in Kontakt geblieben. Aber ich bin mir sicher, dass ihm auch die karibische Musik deutlich besser gefiel. ♦

Die meisten der hier vorgestellten Lebensgeschichten wurden im Rahmen des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Forschungsprojektes „Biographische Verläufe von Migrierenden aus Syrien und Westafrika in Brasilien und in Deutschland – Prozesse der Inklusion und Partizipation im Kontext sogenannter irregulärer Migration“ erhoben und ausgewertet. In dem Buch „Transnational Biographies“, das zum kostenlosen Download verfügbar ist, kann man ausführlicher über die Biographien lesen. Rosenthal, G. (Ed.). (2022). Transnational Biographies. Göttinger Beiträge Zur Soziologischen Biographieforschung. <https://doi.org/10.17875/gup2022-2187>



Eva Bahl ist Ethnologin (M.A.) und Soziologin (Dr.) und forscht zu Migration, Grenzen und kollektiven Gedächtnissen.



Der Staat gegen den Staat

Marokkos Praktiken der Migrationskontrolle gegenüber
westafrikanischen Migrant*innen in der Stadt Laayoune



لايؤنة
LAAYOUNE



In der westsaharischen Stadt Laayoune treffen westafrikanische Migrant*innen auf schikanierende Polizeipraxis, geleitet durch außenpolitische Interessen und Rassismus. Hamza Safouane führte dort im Herbst 2022 im Rahmen des Forschungsprojekts *Transnational Perspectives on Migration and Integration* (TRANSMIT) ausführliche Interviews mit senegalesischen Migrant*innen und Vertreter*innen migrantischer Selbstorganisationen, um zu erfahren, was dies für ihre Lebenssituation bedeutet und wie sie damit umgehen.
 Von Dr. Hamza Safouane



Hamza Safouane ist Migrationsforscher mit Verbindung zum Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) der Universität Osnabrück. Sein Forschungsschwerpunkt liegt im Bereich der internationalen Migration innerhalb und aus dem Nahen Osten, Nord- und Westafrika.

Laayoune ist mit etwas mehr als 210.000 Einwohner*innen die größte Stadt der Westsahara. Die Stadt liegt an der Küste gegenüber den spanischen Kanarischen Inseln und ist bekannt als Ausgangspunkt für Migrant*innen, die sich auf den Weg zum spanischen Archipel machen wollen. Viele von ihnen haben sich in Skikima niedergelassen, einem armen Viertel unweit der Hauptverkehrsstraße der Stadt, in dem auch mehrere Migrant*innen-Vereine ihren Sitz haben.

Während Migrant*innen zum Beispiel aus Senegal, Elfenbeinküste oder Guinea in nördlicheren Städten Marokkos zu einem festen Bestandteil des Stadtbildes geworden sind und eine wichtige Rolle für die Wirtschaft spielen, fällt in Laayoune und der benachbarten Stadt El Marsa sofort auf, dass generell keine westafrikanischen Migrant*innen auf den Straßen zu sehen sind. Weder flanieren sie durch die Straßen, noch plaudern sie auf den Plätzen oder sitzen in einem der zahllosen Cafés, die die Hauptalleen von Laayoune säumen.

Der Grund hierfür: Sobald sich Menschen versammeln, die den Anschein erwecken, aus Ländern südlich der Sahara zu stammen – was in Marokko oft bedeutet,

dass sie dunkelhäutig sind –, können sie von der Polizei kontrolliert und vertrieben werden. Für die Betroffenen bedeutet das, dass sie sich auf den Straßen nur zeigen, wenn sie ein bestimmtes Ziel haben. Ihre Wege dienen der Arbeit, dem Handel, der Schule, der Gesundheit, der Verwaltung oder dem Einkaufen; sie gehen nur aus, wenn sie es müssen. Für sie herrscht ein allgemeines Klima der Angst.

Praxis der Polizei: Razzien und Verschleppungen

Obwohl sich die Migrant*innen weitgehend aus der Öffentlichkeit zurückgezogen haben, führt die Polizei weiter regelmäßige Razzien an Arbeitsplätzen oder sogar in Wohnungen durch. Die Polizei nimmt dabei auf Anweisung des Präfekten oder Unterpräfekten Schwarze Menschen fest, oft ohne ihre Identität zu überprüfen oder ihre Aufenthaltspapiere zu kontrollieren, und bringt sie in das städtische Haftzentrum. In diesem Zentrum bleiben sie meist einige Stunden bis zu mehreren Tagen, oft unter unwürdigen Bedingungen. Danach werden sie in Städte gebracht, die zwischen 700 und 1.200 Kilometer von Laayoune entfernt sind.

Sobald sie dorthin „umgesiedelt“ wurden, versuchen die meisten, sofort zurückzukehren. In der Regel müssen sie dafür auf einheimische Schleuser*innen zurückgreifen, weil diese helfen, die Straßensperren der Polizei an den marokkanischen Straßen zu umgehen, die sich oft am Eingang und am Ausgang der Städte befinden. Sie nehmen Straßen, die weniger befahren sind und daher weniger wahrscheinlich kontrolliert werden.

Wenn Migrant*innen nach Ouarzazate geschickt werden, fast 1.000 Kilometer nordöstlich von Laayoune, bringen Schleuser*innen sie in der Regel zunächst für 30 Euro nach Agadir an die Küste. Von dort müssen sie andere Schleuser*innen finden, die noch höhere Preise verlangen können. Die Höhe hängt nicht nur von der zurückzulegenden Strecke ab, sondern auch von der Polizeipräsenz auf den Straßen. Je näher man sich den südlichen Provinzen nähert, insbesondere der Westsahara, desto stärker ist die Überwachung. In Agadir angekommen, geht es weiter für etwa 50 Euro bis Tan Tan, einer Wüstenstadt an der Küste, mehr als 300 Kilometer weiter südlich. Von Tan Tan nach Laayoune schwankt der Preis zwischen 30 und 50 Euro. Schließlich werden die Migrant*innen dann nie in Laayoune selbst abgesetzt, sondern etwa fünf Kilometer nördlich der Stadt, um Kontrollpunkte zu umgehen.

Diese Praxis des „Refolement“, wie Migrant*innen selbst die Verschleppung aus den südlichen Städten nennen, ist eine Folge der fast hermetischen Schließung der nördlichen Routen nach Europa über das Mittelmeer. Das treibt viele Westafrikaner*innen, die ihren Weg nach Europa fortsetzen wollen, in den Süden, insbesondere nach Laayoune, weil es gegenüber den Kanarischen Inseln liegt, aber auch in andere Städte. Doch auch hier sollen sich die Menschen dem Wunsch der EU nach nicht auf den Weg nach Europa machen. Und Marokko ist ein wichtiger Partner bei der Eindämmung der Migration nach Europa über die westliche Mittelmeerroute und den Atlantik. Die Polizei ist daher viel wachsamer, auch nervöser, als im Rest des Landes, wo die Beziehungen zu den Migrant*innen deutlich friedlicher sind. Hinzu kommt, dass Marokkos Souveränität über die Westsahara von Unabhängigkeitsgruppen bestritten wird und international nicht anerkannt ist. Die Region

ist daher stark überwacht und militarisiert, was die Strenge der Strafverfolgung noch erheblich verschärft.

Selbstorganisation und Solidarität

Eine Antwort der Migrant*innen in Laayoune auf die häufigen Razzien und Verhaftungen ist die Selbstorganisation: Ein System der finanziellen Solidarität dient dazu, im Falle von Razzien und Verschleppungen kurzfristige Kredite zu erhalten, um nach Laayoune zurückkehren zu können. Die Betroffenen melden sich telefonisch, und die Kredite werden sehr schnell gewährt. Darüber hinaus haben die Migrant*innen in Laayoune ein Warnsystem aufgebaut, mit dem sie sich gegenseitig vor der Anwesenheit von Polizeikräften in bestimmten Straßen oder Vierteln warnen. Repräsentant*innen lokaler Vereinigungen, die der Polizei oft bekannt sind und als Vermittler*innen zwischen ihr und den westafrikanischen Gemeinschaften fungieren, werden im Allgemeinen von der Polizei verschont. Das Telefon von Mamady, dem Leiter der Zweigstelle *Association*

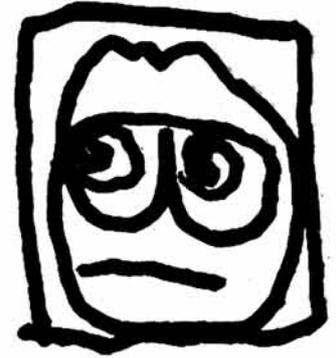
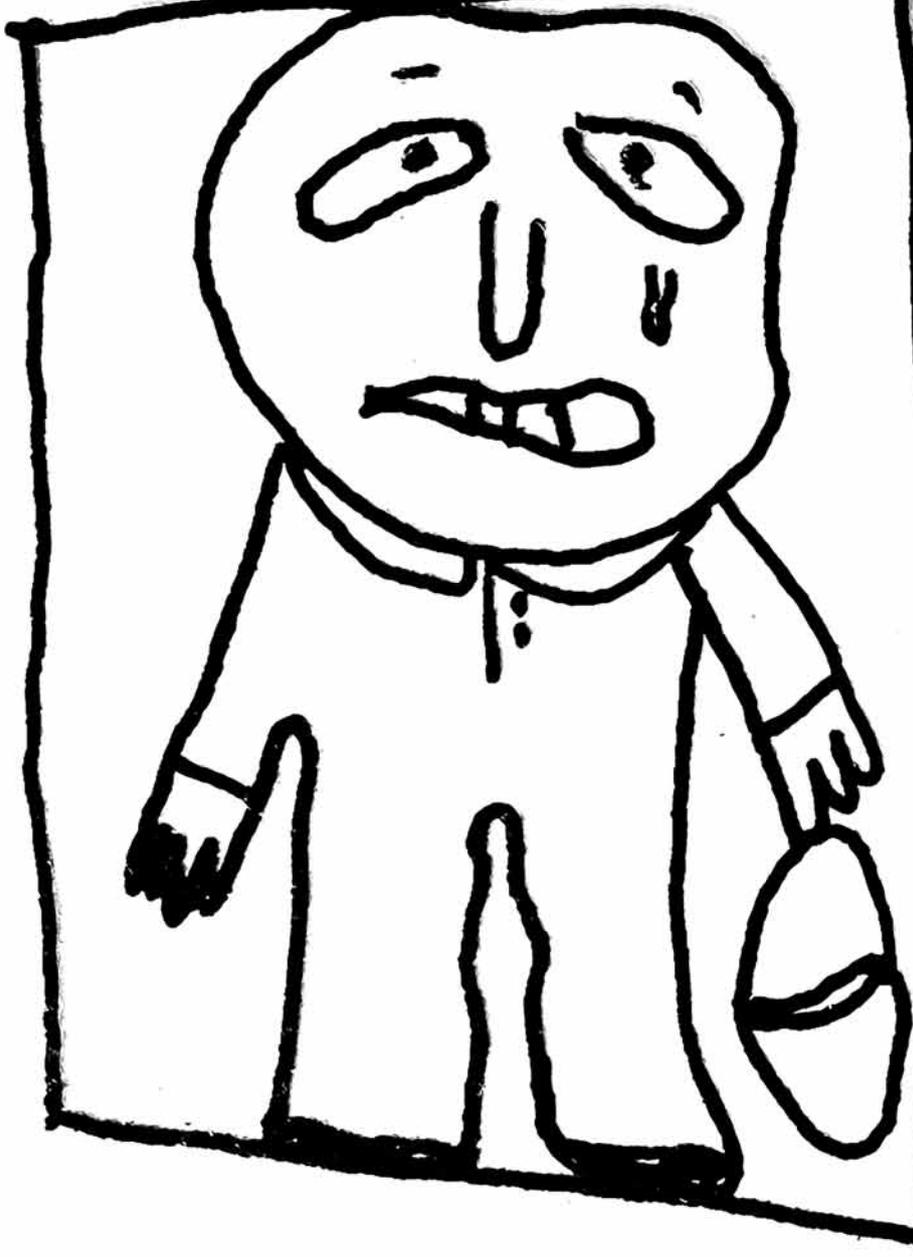
Marokko ist ein wichtiger Partner bei der Eindämmung der Migration nach Europa

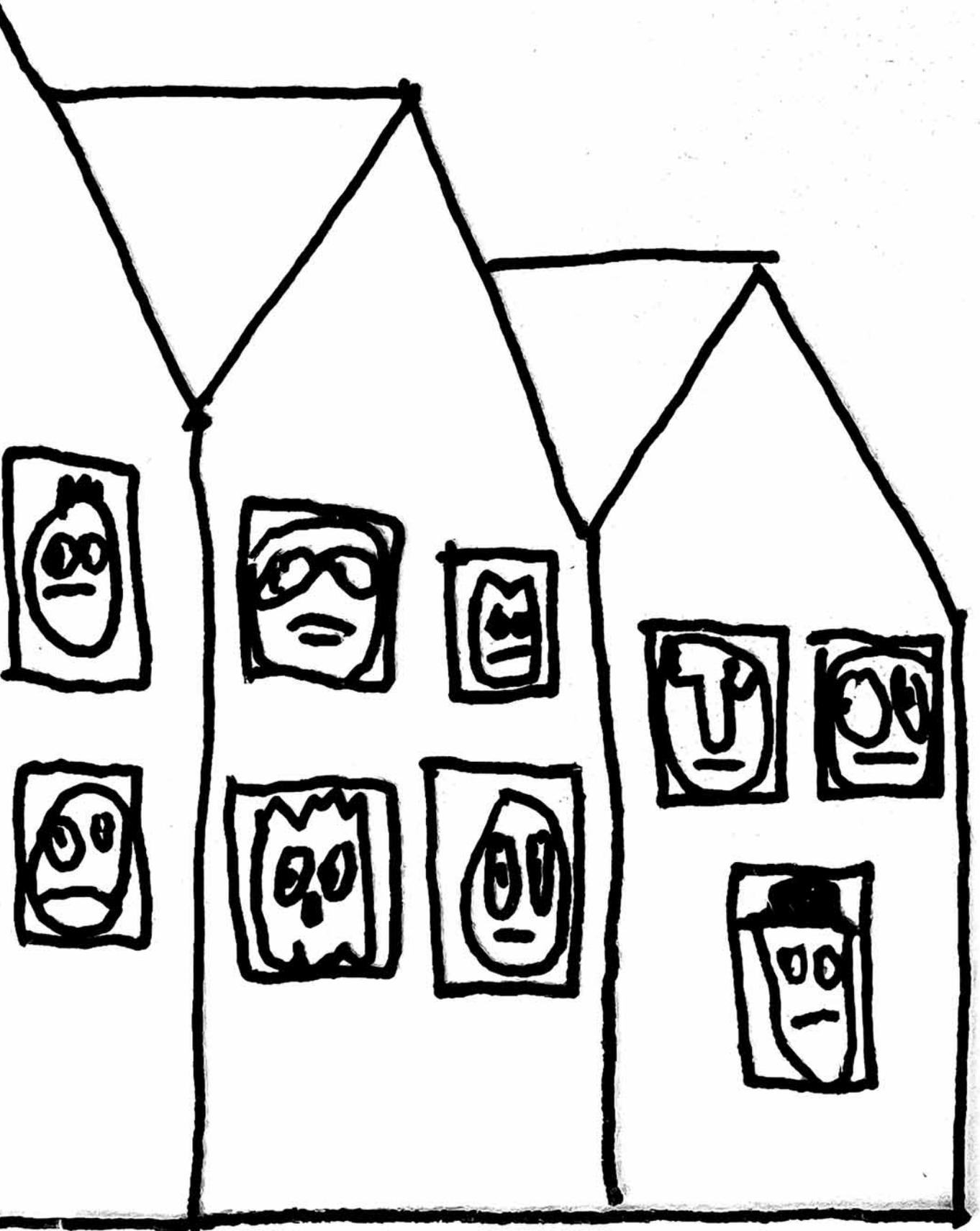
of Immigrants in the Southern Provinces (ADIPROS) in El Marsa, klingelt tagsüber mehrmals pro Stunde mit ähnlichen Anfragen: „Ist die Straße frei?“, „Kann ich einkaufen gehen?“, „Kann ich hierhin oder dorthin gehen?“ Laut Mamady wollen die Anrufenden gar nicht unbedingt wissen, ob eine Straße frei ist. Schließlich könnte er das nur wissen, wenn er sich zufällig genau dort befände, wo die Person wohnt. Der Anruf ist auch eine Möglichkeit, Mamady als Vertreter von ADIPROS vorzuwarnen, dass die Person im Begriff ist, auf die Straße zu gehen. So kann er im Zweifelsfall schnell reagieren.

Widersprüchliche Logik und Praktiken entgegen Aufenthalts- und Menschenrechten

Die Maßnahmen, die Marokko gegenüber westafrikanischen Migrant*innen verfolgt, widersprechen sich gegenseitig in ihrer zugrundeliegenden Logik. Einerseits sind die Verfahren zur Erlangung und Verlängerung von Aufenthaltsgenehmigungen schwierig, und eine große

ICH WOLLTE
EIGENTLICH NUR
EINKAUFEN GEHEN





Zahl von Migrant*innen befindet sich in einer irregulären Situation.

Andererseits können sie weder in ihre Herkunftsstaaten abgeschoben werden, noch in die EU durchgelassen werden, um die Beziehungen zur *Afrikanischen Union* und zur EU nicht zu gefährden. Unter der Annahme, dass westafrikanische Migrant*innen in Laayoune zwangsläufig planen, über die Kanarischen Inseln nach Spanien weiterzuwandern, werden sie also von der Polizei schikaniert mit Razzien, Verhaftungen und Verschleppungen in andere Landesteile. Gleichzeitig schaffen die regelmäßigen Razzien in Verbindung mit der wirtschaftlichen und rechtlichen Unsicherheit für viele überhaupt erst einen starken Anreiz, sich auf den Weg nach Europa zu machen.

Dabei folgen die Praktiken zur Bekämpfung der Migration einer grundlegend rassistischen Motivation und stellen in dieser Hinsicht oftmals eine Verletzung des marokkanischen Rechts und der Menschenrechte dar. Die Razzien in Wohnungen oder am Arbeitsplatz basieren allein auf der Hautfarbe. Die Dauer des Aufenthalts der festgenommenen Person, ihr Aufenthaltsstatus und ihre körperliche Situation werden nicht berücksichtigt. Ein Senegalese in Laayoune beschreibt den Umgang mit einer Frau, als er selbst festgenommen wurde: „Sie haben auch eine Frau mitgenommen, die zwei Tage zuvor entbunden hatte. Sie musste die Schlüssel und das Baby zu Hause lassen und wurde in das Zentrum gebracht.“ Ein anderer fügt hinzu: „Die Migranten befinden sich nicht im Meer oder bereiten sich auf die Ausreise vor. Es sind Menschen, die in ihren Häusern leben und schlafen. Aber die Polizei kommt, bricht die Tür mit Hämmern auf, nimmt die Leute mit und vertreibt sie.“ Teilweise stehen die Verhaftungen auch in direktem Widerspruch zum marokkanischen Aufenthaltsgesetz: Senegales*innen dürfen sich beispielsweise drei Monate ohne Visum und Aufenthaltsgenehmigung in

Marokko aufhalten. Ein einfacher Stempel im Reisepass oder eine vom Konsulat ausgestellte Karte reichen aus, um den Rechtsstatus nachzuweisen. Dennoch sind auch viele Senegales*innen von den Verhaftungen und Verschleppungen betroffen, obwohl sie sich noch im Rahmen der Dreimonatsfrist in Marokko aufhalten. Ein senegalesischer Bewohner von Laayoune fasst dies treffend zusammen: „Es ist der Staat gegen den Staat.“

Laayoune als Beispiel für die Ambivalenz der marokkanischen Migrationskontrollpolitik

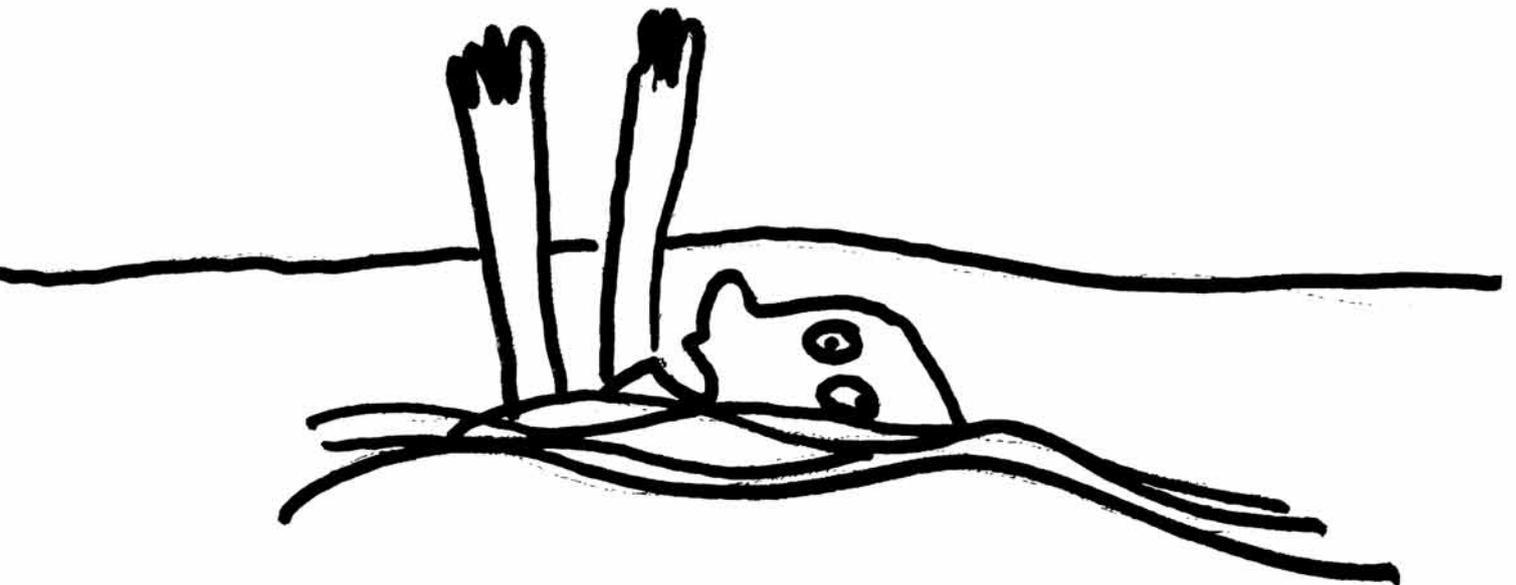
Die Situation in Laayoune bietet eine einzigartige Perspektive auf die komplexen und vielschichtigen Herausforderungen, denen senegalesische Migrant*innen in den südlichen Provinzen Marokkos gegenüberstehen. Die Praxis der willkürlichen Razzien und Verhaftungen spiegelt die Widersprüche und Ambivalenzen der marokkanischen Migrationskontrollpolitik wider. Obwohl Marokko ein wesentlicher Bestandteil des Migrationssteuerungssystems der *Europäischen Union* ist, kann es einen erheblichen Unterschied zwischen den allgemeinen politischen Vorgaben zur Eindämmung von Migration und ihrer Umsetzung vor Ort geben. Die Praktiken der Migrationskontrolle in Laayoune bleiben Ad-hoc-Maßnahmen, die keiner schriftlichen Verordnung oder einem Gesetz entsprechen. Auch wenn sie von den örtlichen Strafverfolgungsbehörden durchgeführt werden, sind sie informeller Art und können daher in direktem Widerspruch zu gesetzlichen Bestimmungen stehen. Politische Entscheidungsträger*innen, zivilgesellschaftliche Organisationen und internationale Akteur*innen müssen sich unbedingt aktiv mit diesen Widersprüchen auseinandersetzen, um die Grundsätze der Würde, der Gerechtigkeit und der Menschenrechte in allen Aspekten der Migrationssteuerung zu wahren. ♦

EUROPÄISCHE UNION

□ GUT

□ BÖSE

□ ICH WEISS NICHT



Zeit – Europas Waffe gegen Menschen auf der Flucht

Verzögerungen bei der Rettung von Menschen im Mittelmeer sind kein politisches Versagen der *Europäischen Union* (EU). Sie sind eine absichtliche, grausame Strategie.
Von Maurice Stierl

Internationale Organisationen schätzen, dass in diesem Jahr bisher etwa 1.800 Menschen auf der zentralen Mittelmeerroute starben – die tatsächliche Zahl dürfte viel höher liegen. Wenn Boote mit Menschen auf der Flucht drohen im Mittelmeer zu kentern, ist die Geschwindigkeit von Rettungseinsätzen entscheidend. Jede Verzögerung kann zu schweren körperlichen Schäden führen oder Menschenleben kosten. In derartigen Situationen schnellstmöglich Rettungsmaßnahmen einzuleiten, ist jedoch keine Priorität der EU.

In einer kürzlich im Journal *Security Dialogue* erschienenen Studie argumentiere ich, dass Zeit immer mehr zu einer Waffe im mediterranen Migrationsmanagement geworden ist. Um die Ankunft von Geflüchteten in Europa zu verhindern, haben die EU und ihre Mitgliedstaaten im vergangenen Jahrzehnt nach immer neuen Möglichkeiten gesucht, Rettungseinsätze gezielt zu verlangsamen und gleichzeitig Abfangaktionen vor Libyen zu beschleunigen. Unterlassene Hilfeleistung hat System, und Zeit ist dabei eine Waffe der EU.

Das Ende der italienischen humanitär-militärischen Operation *Mare Nostrum* im Jahr 2014 markierte einen

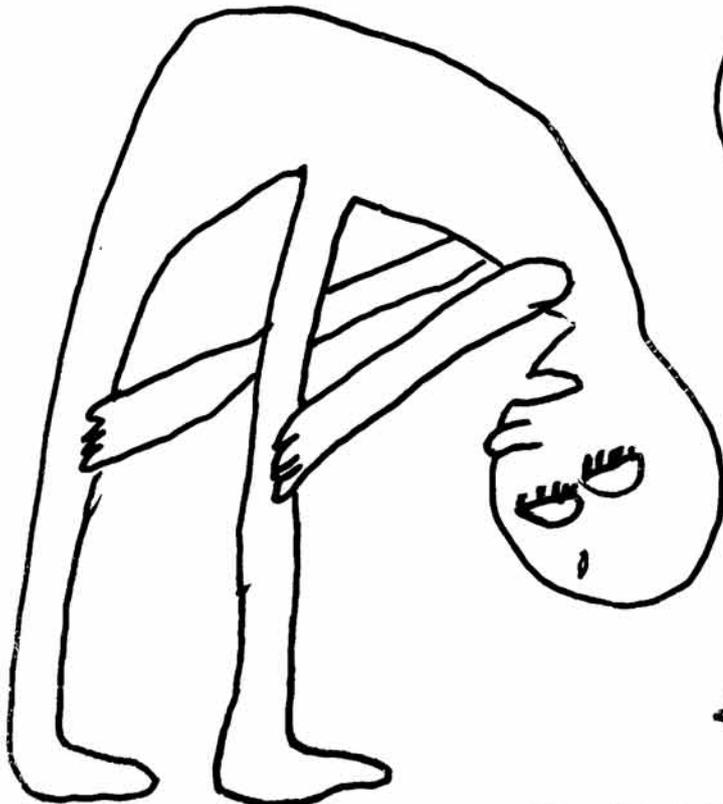
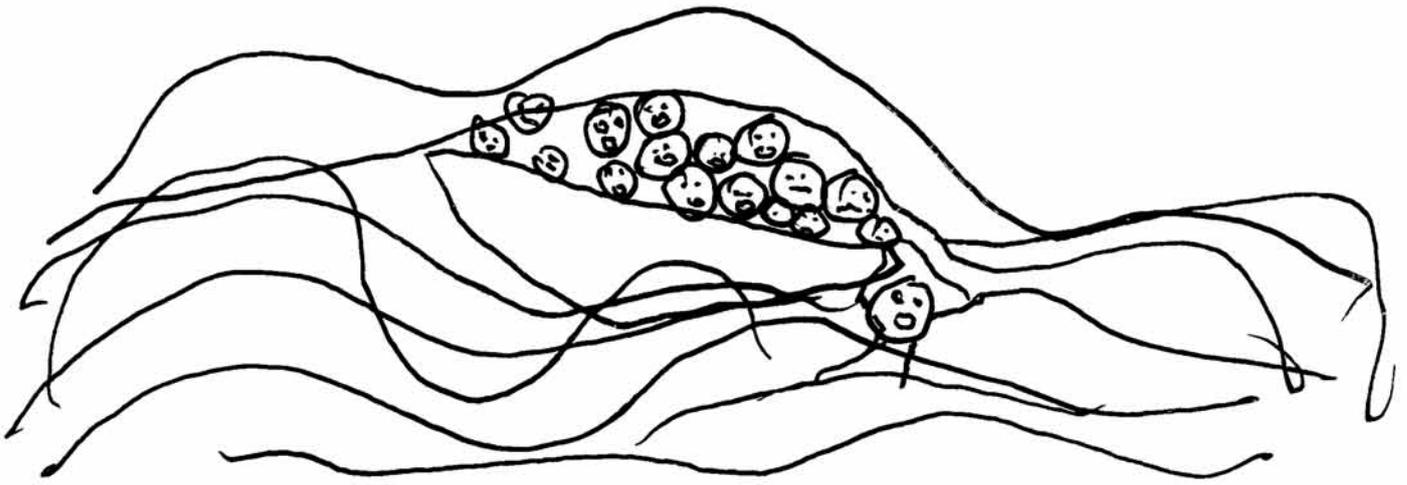
Wendepunkt. Als Reaktion auf ein verheerendes Schiffsunglück am 3. Oktober 2013 nahe Lampedusa beschleunigte diese Operation europäische Rettungsmaßnahmen vor der libyschen Küste und führte so zur Rettung von etwa 150.000 Menschen. Kritiker*innen brandmarkten *Mare Nostrum* allerdings als „Pull-Faktor“, der Anreize für die Flucht über das Mittelmeer schaffen würde. Die Operation wurde beendet und machte den Weg frei für eine Reihe europäischer Operationen, die mit der Verzögerung von Rettungseinsätzen experimentierten.

Die EU-Marineoperationen *Triton* und *Sophia*, die 2015 und 2016 auf *Mare Nostrum* folgten, bauten Verzögerungen in ihre operativen Designs ein, etwa, indem sie absichtlich in Mittelmeerregionen patrouillierten, in denen wenig migrantische Boote zu erwarten waren. Die Folge: eine steigende Todesrate durch verspätete oder gar nicht erst unternommene Rettungseinsätze.

Strategic Neglect

In der Zeit seit 2017, die ich in meinem Artikel die Phase strategischer Vernachlässigung (*strategic neglect*) nenne, haben EU-Mitgliedstaaten noch

Illustration: Andrea Huber >



PUH, ICH HOFFTE NICHT



SIND SIE NOCH DA ?

drakonischere Wege gefunden, Zeit als Waffe zu missbrauchen. Durch den weiteren Abzug von Rettungsmitteln, haben europäische Akteur*innen ein Rettungsvakuum im zentralen Mittelmeer geschaffen.

Über die letzten Jahre dehnte sich der Radius unterlassener Hilfeleistung immer weiter aus: Das *Civil Maritime Rescue Coordination Centre*, ein Netzwerk von Nichtregierungs-Organisationen und Aktivist*innen, die sich im Mittelmeer engagieren, kam im März 2023 zu dem Schluss, dass „maltesische Behörden Menschen in Seenot regelmäßig im Stich lassen“.

Civil Maritime Rescue Coordination Centre zufolge hätten maltesische Behörden im Jahr 2022 mehr als 20.000 Menschen in Not in der maltesischen Such- und Rettungszone ignoriert. 413 Boote in Seenot erhielten keine Unterstützung und nur drei Boote wurden bis März von Maltas Militär gerettet. „Unterlassene Hilfeleistung ist mittlerweile ein routinemäßiger Bestandteil tödlicher Maßnahmen, die darauf abzielen, die Zahl der Ankünfte in Malta zu verringern.“ Bislang wurden im Jahr 2023 nur 231 Menschen aus Seenot nach Malta gerettet.

Italien hat ebenfalls seinen Einsatzbereich eingeschränkt und sich aus den internationalen Gewässern, in denen offiziell Libyen und Malta Rettungen koordinieren sollen, vermehrt zurückgezogen. Dass derzeit viele

Boote Italien erreichen, so dass die italienische Regierung im April den Ausnahmezustand ausrief, widerspricht nicht der Tatsache, dass in weiten Teilen des Meeres nicht, oder nur mit großen Verzögerungen, gerettet wird. Die momentanen Ankünfte zeugen vielmehr von der Hartnäckigkeit der Fliehenden und ihrer Fähigkeit, auf besser ausgestatteten Booten, größere Distanzen als zuvor zu überwinden.

Währenddessen haben EU-Mitgliedstaaten und *Frontex*, die Europäische Grenzschutzagentur, ihre Aktivitäten gen Himmel verlagert. Verstärkte Einsätze in Lufträumen, auch mit Drohnen, sollen im zentralen Mittelmeer Boote mit Geflüchteten aufspüren. *Frontex* rechtfertigt diese Aktivitäten oft mit dem Ziel, Leben zu retten. Allerdings ist laut *Human Rights Watch* und *Border Forensics* keine Auswirkung dieser Luftraumüberwachung auf die Sterberate feststellbar.

Die tatsächliche Wirkung dieser Überwachungsmaßnahmen zeigt sich woanders. Seit 2017 haben libysche Einsatzkräfte über 100.000 Menschen zurückgeschoben, oft durch den Einsatz der von Italien gesponserten Schnellboote. Routinemäßig von europäischen Drohnen und Flugzeugen geleitet, jagen diese libyschen Einsatzkräfte Booten hinterher, die noch intakt genug sind, um Europa zu erreichen. Gleichzeitig werden umhertreibende Boote, die keine Chance auf die Überquerung mehr haben, vernachlässigt. Dies zeigt auf, wo die Prioritäten liegen.

Bewusste Verzögerung bei Rettungen

In einem Bericht des Hohen Kommissars der *Vereinten Nationen für Menschenrechte* aus dem Jahr 2021 wurde darauf hingewiesen, dass „Todesfälle entlang der zentralen Mittelmeerroute ... das Ergebnis eines gescheiterten Systems der Migrationssteuerung“ seien. Sinnbildlich dafür seien die „erheblichen Verzögerungen und Versäumnisse bei der Hilfeleistung für Boote mit Migrant*innen.“

Zivile Rettungsaktionen werden als pull factors und "Taxiservice" diffamiert

Diese Verzögerungen bei Rettungen sollten jedoch nicht einfach als Indiz eines „gescheiterten Systems“ verstanden werden, sondern als strategische – und bewusst eingebaute – Elemente europäischer Migrationssteuerung.

Auch zivile Rettungsorganisationen spüren die Auswirkungen dieser aktiven Verlangsamung von Rettungsmaßnahmen. Insbesondere seit 2017 sind sie zunehmenden Feindseligkeiten ausgesetzt, etwa in dem sie als *pull factors* oder gar als „Taxiservice“ diffamiert werden.

Die Rettungsaktivitäten der zivilen Rettungsorganisationen werden auf Schritt und Tritt behindert und verlangsamt. Selbst wenn sie einem Boot in Seenot am nächsten sind, werden sie oftmals seitens der europäischen Behörden ignoriert – mit dem Ziel, libyschen Einsatzkräften mehr Zeit für ihre Abfangk-



Maurice Stierl ist
Forscher am Institut
für Migrationsfor-
schung und
Interkulturelle
Studien an der
Universität Osnä-
brück.

tionen zu verschaffen. Auch werden zivile Seenotretter*innen mittlerweile dazu gezwungen, gerettete Menschen direkt an italienische Häfen zu bringen und nicht, wie noch vor ein paar Jahren üblich, auf EU-Militärboote zu transferieren und somit weiter einsatzbereit auf See zu bleiben. An den Häfen der EU angelangt, müssen sie sich zynischen Kontrollen unterziehen und werden immer wieder auf längere Zeit festgesetzt.

Abwarten statt einzugreifen

Da zivile Seenotretter*innen nun viel Zeit damit verbringen, hin und her zu pendeln oder in Häfen festzusitzen, sind sie gezwungen, ihre Einsatzzeit auf See zu verkürzen. Anfang 2023 erließ Italien ein Dekret, das die Retter*innen verpflichtet, unmittelbar nach Durchführung einer Rettungsaktion einen europäischen Hafen anzulaufen, und ihnen damit verbietet, auf See zu bleiben, um nach weiteren in Seenot geratenen Booten zu suchen.

Darüber hinaus wiesen italienische Behörden NGOs nach ihren jüngsten Rettungsaktionen Häfen in Mittel- und Norditalien zu. Dies verlangsamt den Ausschiffungsprozess erheblich. Diese Maßnahmen werden laut den NGOs „unweigerlich dazu führen, dass mehr Menschen auf tragische Weise im Meer ertrinken.“ Drei von ihnen beschlossen im April, „rechtliche Schritte

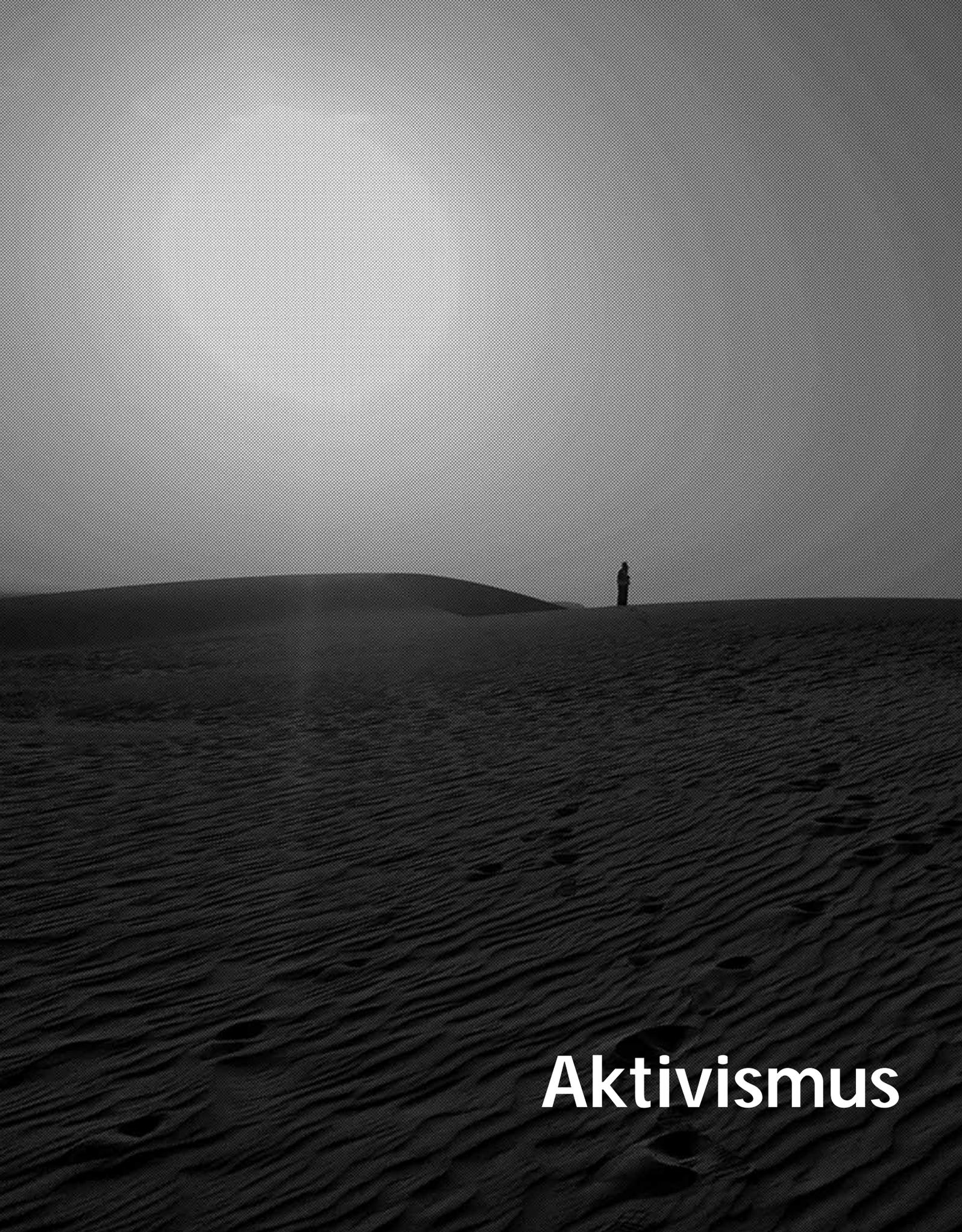
gegen die systematische Zuweisungspolitik der italienischen Behörden in weit entfernte Häfen“ einzuleiten.

Als dieses Jahr im Februar ein überfülltes Boot vor der Küste von Crotona in Italien kenterte und mehr als 90 Menschen ums Leben kamen, wurden Fragen nach der verzögerten Reaktion Italiens auf die Notlage laut.

Als nur wenige Wochen später europäische und libysche Behörden auf ein stark schiffbruchgefährdetes Boot aufmerksam gemacht wurden, warteten sie ab, anstatt unverzüglich Rettung einzuleiten. Dreißig Stunden nach der Alarmierung der Behörden kenterte das Boot und Dutzende Menschen ertranken.

Als ein Boot aus Libyen fliehend vor der griechischen Küste im Juni sank und mindestens 600 Menschen mit in den Tod riss, wurde schnell klar, dass die griechischen Behörden das Boot wissentlich in Seenot gelassen und keine Rettungsmaßnahmen eingeleitet hatten. Später berichteten Überlebende, dass ihr Boot bei einem versuchten Pushback seitens der griechischen Küstenwache kenterte.

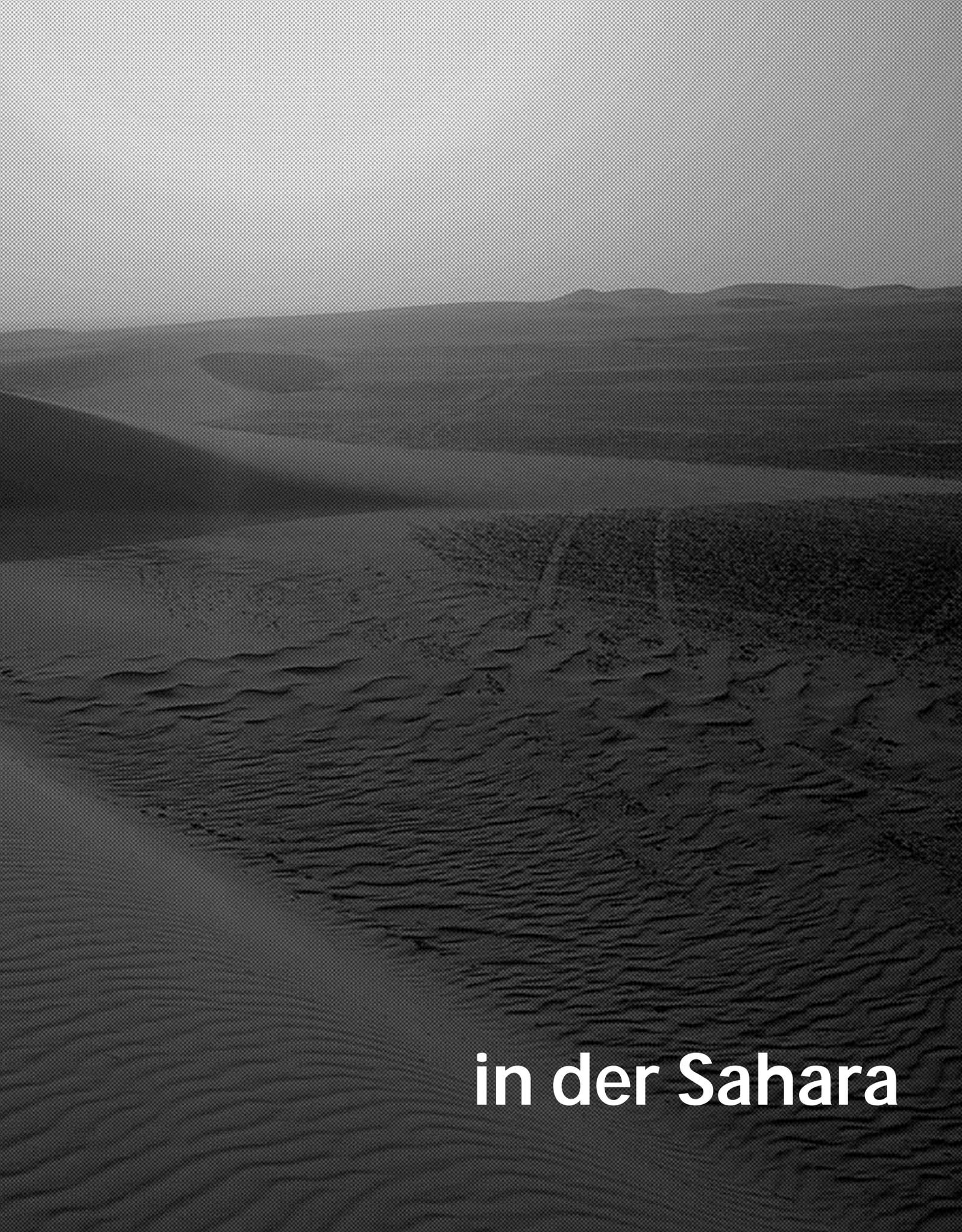
Diese Katastrophen sind kein Unglück sondern die Konsequenz der bewussten Strategie Europas, Zeit als Waffe gegen Geflüchtete einzusetzen. Koste es, was es wolle. ♦



Aktivismus



für die Bewegungsfreiheit



in der Sahara

A black and white photograph of a person from the back, wearing a t-shirt. The person's face is completely covered by a light-colored cloth that is wrapped around their head and neck. The t-shirt has the words 'ALARME PHONE' and 'SAHARA' printed on it in large, bold, sans-serif capital letters. The background is a plain, light-colored wall.

ALARME PHONE

SAHARA



Aktivist*innen in der Sahara setzen sich ein, das Recht der Migrant*innen auf Bewegungsfreiheit und Sicherheit auf ihrem Weg nach Nordafrika zu schützen. Dabei stoßen sie jedoch auf große Herausforderungen in einem feindseligen politischen Umfeld.

Ein Interview mit Moctar Dan Yaye, einem Aktivist von *Alarme Phone Sahara*, über die derzeitige Situation.

Als größte heiße Wüste der Welt umfasst die Sahara eine Fläche fast so groß wie China oder die USA. Historisch wurde die Region durch Grenzen, die die Kolonialmächte zogen, in Länder aufgeteilt. Heute ist es Europas Grenz-Externalisierungs-politik, die gravierende Auswirkungen auf diese Region hat. Niger, eines der elf Länder am südlichen Rand der Sahara, beherbergt viele Migrant*innen – darunter Menschen in Transit, Zurückgewiesene aus Nordafrika, oder Menschen, die sich entlang von Handelsrouten bewegen, die zur regionalen Wirtschaft gehören.

An Orten wie Niger zeigt die Externalisierungspolitik Europas ganz besonders verheerende Folgen. Unter politischem Druck und angesichts finanzieller Anreize der *Europäische Union* (EU) verabschiedete Niger im Mai 2015 ein Gesetz (Gesetz 0-36) über den „illegalen Menschenhandel mit Migrant*innen“ und kriminalisierte damit etwas, was zuvor eine legale und übliche Erwerbsarbeit war: der Transport von Migrant*innen gen Norden. Die Verschiebung dieser

Art von Arbeit in die Illegalität hatte eine steigende Anzahl unerfahrener Fahrer zur Folge, sowie längere und gefährlichere Routen und damit steigende Todesraten.

Um auf die Todesfälle entlang der Wüstenrouten zu reagieren, riefen Aktivist*innen in Niger und einigen anderen afrikanischen Ländern *Alarme Phone Sahara* ins Leben. Seit 2017 hat dieses Projekt zum Ziel „Leben und Bewegungsfreiheit von Migrant*innen und Geflüchteten vor einer repressiven und oft tödlichen Migrationspolitik zu verteidigen.“ In Awareness-Kampagnen klären die Aktivist*innen über die Bedingungen und Risiken der Reise auf, dokumentieren Unfälle, Gewalt und Todesfälle, und versuchen, Menschen in Not in der Wüste direkt zu unterstützen.

Moctar Dan Yaye, der in Niamey, der Hauptstadt Nigers, lebt, ist ein Aktivist bei *Alarme Phone Sahara*. Im folgenden Interview stellt er heraus, wie Europas externalisierte Grenzpolitik diesen Aktivismus hervorgerufen hat und wie sich

Alarme Phone Sahara trotz widriger politischer Bedingungen zu einer grenzüberschreitenden Infrastruktur der Solidarität entwickelt hat.

Warum sterben Migrant*innen in der Sahara?

In der Wüste sind Todesfälle fast immer eine Folge von Dehydrierung – wenn Autos liegenbleiben, Menschen sich beim Versuch nicht entdeckt zu werden, verirren, oder wenn Menschen zurückgelassen werden. Früher, vor der Kriminalisierung des Transports, sind die Menschen immer in Autokonvois nach Libyen oder Algerien gereist. Wenn ein Auto liegenblieb, unterstützten die anderen. Wenn jemand in Not war, halfen andere Reisende. Seit der Kriminalisierung gibt es keine Konvois mehr und alle müssen ihre eigene Route finden. Auch die Fahrer sind jetzt andere. Im Gegensatz zu den alten sind die neuen der ansässigen Bevölkerung unbekannt. Diese Fahrer kennen die Wüste nicht gut genug, was das Leben der Menschen gefährdet.

Moctar Dan Yaye ist
zuständig für die
Kommunikation und
Öffentlichkeitsarbeit bei
Alarme Phone Sahara



Wie ist *Alarme Phone Sahara* entstanden?

Alarme Phone Sahara startete 2017, infolge der sogenannten Migrationskrise von 2015 in Europa. Wir stellten fest, dass die öffentliche Aufmerksamkeit zumeist dem Mittelmeer und anderen EU-Grenzregionen galt. Wir entschieden daher, Aufmerksamkeit für die Situation hier bei uns herzustellen. Wir wollten zeigen, was Migrant*innen erleben, bevor sie das Mittelmeer erreichen. Wir wollten Menschenrechtsverletzungen aufdecken.

Unser Motto ist: Freiheit zu gehen, Freiheit zu bleiben. Wir selbst erleichtern nicht die Migration. Wir wollen lediglich verhindern, dass Menschen sterben. Unser Hauptquartier ist in Agadez, Niger – eines der Haupttore der Migration Richtung Norden – aber wir sind auch in vielen anderen afrikanischen Ländern präsent, zum Beispiel in Mali, Togo, Burkina Faso und Marokko. Wir haben auch in Europa Mitglieder und sehen uns als ein transnationales Projekt zwischen Afrika und Europa.

Wir betrachten *Alarme Phone Sahara* als ein Schwesterprojekt von *Alarm Phone*, die aktivistisch betriebene Hotline, die im Mittelmeerraum tätig ist und die uns inspiriert hat. Wir entschieden uns, eine ähnliche Struktur für die Wüste aufzubauen und eine Telefonnummer herzugeben, die Menschen in Not anrufen können. Allerdings haben wir dann gemerkt, dass hier eine Telefonhotline allein nicht ausreicht, da es in der Wüste nicht überall Empfang gibt.

In einigen Regionen des Mittelmeers nutzen die Menschen Satellitentelefone aufgrund von eingeschränktem Handyempfang. Haben Menschen, die die Sahara durchqueren, Satellitentelefone dabei?

Migrant*innen haben sehr selten Satellitentelefone dabei, da Polizei oder Militär das Tragen dieser Telefone als Indiz einer Mitgliedschaft in kriminellen Netzwerken ansehen könnten. Wir mussten deshalb alternative Wege finden, um von Notsituationen zu erfahren.

Wir beschlossen, ein Netzwerk aufzubauen mit Freiwilligen, die in den Dörfern entlang der Migrationsrouten nach Libyen oder Algerien wohnen und die diese Regionen gut kennen. Wir nennen diese Menschen *Whistle-Blower*, weil sie Alarm schlagen, wenn Menschen in Not geraten. Sie wissen, wo es Handyempfang oder Wasser gibt oder wie Menschen in Not geholfen werden kann, zum Beispiel durch die Reparatur liegengeliebener Autos. Es war allerdings nicht einfach, diese *Whistle-Blower* zu finden. Wir mussten zunächst Vertrauen in der Bevölkerung aufbauen. Mit der Zeit verstanden die Menschen, dass das, was wir vorhatten, auch in ihrem eigenen Interesse lag. Wir sehen es als unseren gemeinsamen Kampf.

Die Kriminalisierung von Migration hat Auswirkungen auf die gesamte Wirtschaft der Region. Viele Menschen waren früher in migrationsbezogene Tätigkeiten involviert, die damals noch legal und üblich waren. Die Dorfbewohner*innen wollen nicht, dass irgendjemand in der Wüste stirbt, aber sie haben Angst vor Konsequenzen durch Begegnungen mit Migrant*innen. Sie fürchten sich vor der Kriminalisierung. Wir haben daher

gemeinsam versucht, Ideen zu entwickeln, was wir tun können. Wir organisierten auch Treffen mit ehemaligen Fahrern, die früher (legal) Menschen transportierten, damit sie uns beraten und wir unsere Informationen mit ihnen teilen. Wenn unsere *Whistle-Blower* von zurückgelassenen Migrant*innen hören, können sie diese nicht transportieren, weil die Sicherheitskräfte sie ansonsten für Schmuggler*innen oder Menschenhändler*innen halten könnten. Was sie allerdings tun können, ist, den Migrant*innen Orientierung zu geben und ihnen zu sagen, wie weit es bis Libyen oder bis zum nächsten Dorf ist.

Zusammen mit diesem *Whistle-Blower-Netzwerk* funktioniert unsere Hotline gut. Manchmal, wenn wir die Behörden über Notfälle informieren, erlauben sie uns oder unseren *Whistle-Blowern*, die Migrant*innen ins nächste Dorf zu evakuieren. Wir bekommen auch Anrufe von Menschen aus verschiedenen Städten in Niger, die uns zu den Risiken der Reise befragen, oder wir erhalten Anrufe aus dem Ausland von Menschen in der Diaspora, die nach jemandem suchen.

Einige internationale Organisationen behaupten, dass mehr Menschen in der Sahara als im Mittelmeer sterben würden. Kannst du einschätzen, wie viele Menschen bei der Migration in der Wüste sterben?

Niemand kann sagen, wie viele Leichen in der Wüste liegen. Wir als *Alarme Phone Sahara* geben keine Einschätzungen zur Sterberate dort. Organisationen, die behaupten, die Zahlen zu kennen, tun das vielleicht, um ihre Arbeit zu legitimieren oder an Finanzmittel zu kommen. Im politischen Bereich verleihen Zahlen einer Sache

Bedeutung, aber uns geht es nicht um Zahlen, sondern um Menschen. Wir verteidigen Menschenrechte. Unsere Aufgabe ist es, Aufmerksamkeit herzustellen und aufzuzeigen, dass Menschen in der Wüste sterben und Verteidiger von Menschenrechten kriminalisiert und unterdrückt werden.

Was sind in deinen Augen eure größten Erfolge und zentralen Herausforderungen?

Wir haben es geschafft, international darauf aufmerksam zu machen, was in der Sahara passiert – also, bevor Menschen das Mittelmeer und Europa erreichen. Für uns ist das ein echter Erfolg. Wir waren auch auf mehreren Info-Touren durch Europa, um vor unterschiedlichem Publikum über die Situation hier zu sprechen. Zusätzlich haben wir es geschafft zu dokumentieren, was niemand sonst bislang dokumentiert hat: die Pushbacks von Migrant*innen aus Algerien. Jetzt haben mehr Menschen eine Vorstellung vom Ausmaß der Pushbacks, die entlang der algerisch-nigrischen Grenze stattfinden.

Unsere größte Herausforderung ist das 0-36 Gesetz und der fehlende Rechtsschutz. Wir arbeiten in einem Kontext, in dem wir jederzeit kriminalisiert werden

können, falls man findet, wir unterstützen ‚irreguläre Migration‘. Das macht uns Angst. Eine weitere große Herausforderung ist der Sicherheitsaspekt. Die Wüste ist aufgrund von Militarisierung und steigender Unsicherheit ein gefährlicher Ort geworden. Wir gehen auf eigene Gefahr dort hin, um das Recht auf Mobilität für alle zu verteidigen.

Wie groß ist die Gefahr, der ihr euch aussetzt? Verstehen europäische Aktivist*innen nicht, was es bedeutet, Aktivist*in der Sahara zu sein?

Wenn du wie wir Aktivismus betreibst, in einem Land wie unserem, spürst du permanent ein Gefühl von Gefahr und Angst. Das größte Problem ist, dass du nicht weißt, an wen du dich wenden kannst, wenn dir etwas zustößt. Sie können dich ins Gefängnis werfen oder noch Schlimmeres tun. In Bezug auf Migrationskontrolle arbeiten örtliche Behörden und internationale Kräfte zusammen. 2021 wurde ich von Uniformierten körperlich angegriffen, ohne den genauen Grund zu kennen. War es aufgrund meines Aktivismus oder einfach nur, weil ich zur falschen Zeit am falschen Ort war?

Ich würde nicht sagen, dass europäische Aktivist*innen unseren Kontext hier überhaupt nicht verstehen. Wir stehen in Kontakt mit vielen internationalen Netzwerken und informieren sie über die Situation, in der wir arbeiten. Trotzdem glaube ich, dass sie nicht komplett die Bedingungen verstehen, in denen wir uns engagieren. Wir sind alle Aktivist*innen, aber wir sind nicht in der gleichen Situation. Sie haben Privilegien, die andere nicht haben – dies sollte ihnen immer bewusst sein.

Einige Aktivist*innen können sich freier bewegen. Manche sind durch das Gesetz geschützt. Andere nicht.

Ein weiterer Aspekt sind die Finanzmittel. Wenn du hier als Aktivist tätig bist, schließen sich viele Türen, sogar bei deiner Lohnarbeit, was im Globalen Norden anders ist. Hier bei uns kannst du Aktivismus häufig nicht offen betreiben. Ich möchte Aktivist*innen und Kamerad*innen aus dem Globalen Norden bitten, sich dies stets bewusst zu machen und sich dafür zu engagieren, Wissen über die Kontexte und Umstände von Aktivist*innen im Globalen Süden zu verbreiten. ♦

Das Gespräch führte Maurice Stierl.

Scusate

Scusate se siamo fuggiti
dalle guerre che voi nutrite
con le vostre stesse armi

Scusate se ci siamo avvelenati
con i rifiuti tossici sotterrati
dalle vostre potenti industrie

Scusate se avete dissanguato
la nostra terra, deprivandoci
di ogni possibile risorsa

Scusate la nostra povertà
figlia della vostra ricchezza
dei vostri neo-colonialismi

Scusate se veniamo massacrati
e disturbiamo le vostre vacanze
col nostro sangue invisibile

Scusate se occupiamo
coi nostri sudici corpi
I vostri centri di detenzione

Scusate se ci spezziamo la schiena
nei vostri campi di pomodoro
schiavi senza alcun diritto

Aus: Marco Cinque, MURI E MARI e il naufragar non m'è più dolce, edizioni ensemble, Roma, 2019

Entschuldigt

Entschuldigt, dass wir geflohen sind
vor den Kriegen, die ihr schürt
mit eben euren Waffen

Entschuldigt, dass wir krank werden
vom Giftmüll in unserer Erde
der von euren großartigen Industrien stammt

Entschuldigt, dass ihr unser Land
ausgebeutet und ihr uns ohne
irgendeine Ressource zurück gelassen habt

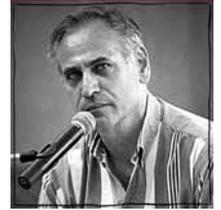
Entschuldigt unsere Armut
Tochter eures Reichtums und
eures Neo-Kolonialismus

Entschuldigt, wenn wir erschlagen werden
und so euren Urlaub stören
mit unserem unsichtbaren Blut

Entschuldigt, dass wir mit unseren
verschwitzten Körpern
eure Internierungslager belegen

Entschuldigt, dass wir uns den Rücken ruinieren
auf euren Tomatenplantagen
wir Sklaven ohne jegliche Rechte

Übersetzung von Karin Kraus und Axel Dieks



Marco Cinque (*geb. 1957 in Rom*) ist Schriftsteller, Poet, Fotograf, Musiker und Performer. Er hat Erzählungen, Gedichte, Essays und zahlreiche Artikel veröffentlicht und beschäftigt sich dabei meist mit sozialen und umweltpolitischen Themen. Marco Cinque gibt in seinen multimedialen Projekten den Marginalisierten eine Stimme, sei es in Schulen, in Gefängnissen oder in Stadtteilzentren an der Peripherie verschiedener italienischer Städte. Er hat bisher über dreißig Bücher veröffentlicht, die ins Englische, Spanische, Französische und Albanische übersetzt wurden. Marco Cinque arbeitet bei der italienischen Tageszeitung *il manifesto*, schreibt aber auch für *Le Monde Diplomatique* und veröffentlicht Artikel auf den online-Plattformen *Ytali* und *Potlatch*.



Anas, Informatiker, bei einem Selbstvertretungstreffen der Gruppe NOW! Nicht Ohne das Wir.
Sein Lebensmotto: "Only Those Who Have no Dreams & Goals are Handicapped"

**„Geflüchtete Menschen
mit Behinderung
bleiben oft unsichtbar“**

Niemand weiß genau, wie viele Menschen mit einer Behinderung weltweit fliehen. Wie viele dieser Menschen bei uns ankommen, ist auch nicht bekannt. Wichtig wäre das allemal. Denn geflüchtete Menschen mit Behinderung treffen in Deutschland auf zusätzliche große Hürden. Dass es zudem deutliche Unterschiede bei der Aufnahme gibt, je nachdem, woher die Menschen fliehen, macht es für alle nicht einfacher.

Dr. Susanne Schwalgin, langjährige Leiterin von *Crossroads | Flucht. Migration. Behinderung.* bei *Handicap International e.V.* berichtet über ihre Erfahrungen

Wie viele Menschen mit Behinderungen fliehen weltweit?

Wir wissen das nicht genau. Es gibt Zahlen, die auf soliden Schätzungen der *Weltgesundheitsorganisation (WHO)* und vom *Hohen Flüchtlingskommissar der Vereinten Nationen (UNHCR)* beruhen. Aufgrund der Basis des aktuellen *Global Trends Report* vom UNHCR geht man derzeit von 108,4 Millionen Geflüchteten weltweit aus, davon 16,3 Millionen mit unterschiedlichen Beeinträchtigungen, also rund 15 Prozent. Die Zahlen stammen von 2022. Es gibt vereinzelt kleinere Lokalstudien, häufig Bedarfsanalysen von spezialisierten Beratungsstellen für Geflüchtete mit Behinderung in Deutschland. Die versuchen in den Erstaufnahmen in der Umgebung anhand von Interviews erst einmal zu eruieren, wie hoch der Prozentsatz der Aufgenommenen mit Behinderung liegt. Und diese punktuellen Studien bestätigen die genannten Zahlen. Wobei man aber klar sagen muss, dass bei dieser Schätzung nicht zwischen den unterschiedlichen Formen der

Migration differenziert wird, etwa, ob es eine Flucht vor Krieg, Gewalt oder aus Klimagründen ist.

Bekannt ist auch, dass die meisten Menschen, die fliehen, nicht nach Europa (EU) kommen, sondern in der Regel entweder innerhalb des Landes bleiben, die sogenannten Binnenflüchtlinge, und, falls das nicht mehr möglich ist, über die nächstliegende Grenze fliehen. Viele Menschen bleiben dann dort, weil sie gar nicht mehr weiter flüchten können. Denn dafür braucht man beispielsweise ein Mindestmaß an Ressourcen, ob finanzielle Mittel, persönliche Kontakte oder Unterstützungsnetzwerke.

Das heißt, in den verschiedenen Erstaufnahmelagern hier erfasst niemand die Beeinträchtigungen der Ankommenden?

Genau. Dazu gibt es keine Daten. Diese Menschen bleiben oft unsichtbar. Wir haben keine systematische Identifizierung des Kriteriums Behinderung bei ankommenden geflüchteten Menschen, auch wenn die EU-Auf-

nahmerichtlinie vorgibt, besondere Schutzbedarfe zu identifizieren, wozu Behinderung auch gehört. Und die EU-Gesetzgebung ist natürlich auch in Deutschland geltendes Recht. Die mangelnde Identifizierung betrifft alle Geflüchteten, auch die ukrainischen. Sie treffen hier auf die gleichen strukturellen Barrieren und Hürden, auch wenn ihre rechtliche Lage besser ist, weil sie ohne Asylverfahren einen Schutzstatus bekommen. Selbst wenn sie Unterstützer und Unterstützerinnen finden, ist es eine große Herausforderung für alle Menschen mit Behinderung, sich hier zurechtzufinden und auch zu ihrem Recht zu kommen. Für ukrainische Geflüchtete ist es etwas leichter: Da sie nicht im Asylverfahren sind, haben ukrainische Geflüchtete mit Behinderung zu bestimmten Hilfen unmittelbar Zugang. Denn Geflüchtete aus anderen Ländern, die zu uns kommen und sich im Asylverfahren befinden, erhalten zunächst nur die allernötigste medizinische Versorgung, nicht das, was gesetzlich Versicherten bei uns üblicherweise zusteht. Über

die Auffangnorm des Asylleistungsgesetzes, den Paragraphen 6, kann man natürlich auch Hilfsmittel und anderes beantragen, aber das liegt im Ermessen der Verwaltungsmitarbeitenden der jeweiligen Behörden. Wir plädieren dafür, dass man sich da zum Beispiel auf die *UN-Behindertenrechtskonvention* und auf die *EU-Aufnehmerichtlinie* beziehen kann und auf andere höherrangige Rechtsdokumente. Das durchzusetzen ist jedoch häufig enorm schwierig. Unsere Erfahrung: Oft dauert das lange, so dass die Betroffenen wertvolle Zeit verlieren, und verlangt Beratungsstellen, die Geflüchtete mit Behinderung unterstützen, viel Energie ab. Ukrainische Geflüchtete mit Behinderung haben es schon leichter als andere, aber vieles läuft auch da nicht rund und hier kommt es zu enorm langen Bearbeitungszeiten. Ganz abgesehen davon, dass die Erstaufnahmeeinrichtungen für Geflüchtete selbst in Deutschland, wo die Standards vergleichsweise hoch sind, meist nicht barrierefrei sind.

Wer gilt eigentlich als Mensch mit Behinderung?

Die Definition von Behinderung hat sich mit der Zeit weiterentwickelt. Laut Artikel 1 der *UN-Behindertenrechtskonvention* zählen zu „den Menschen mit Behinderungen [...] Menschen, die langfristige körperliche, seelische, geistige oder Sinnesbeeinträchtigungen haben, welche sie in Wechselwirkung mit verschiedenen Barrieren an der vollen, wirksamen und gleichberechtigten Teilhabe an der Gesellschaft hindern können.“ Auch Menschen, die chronisch erkrankt sind, gelten nach unserer Definition als behindert, wenn sich diese Erkrankung über mehr als sechs Monate verfestigt hat und die Personen beeinträchtigt.



*Die bundesweite Selbstvertretungsgruppe NOW! Nicht Ohne das Wir setzt sich seit 2020 für die Rechte und Interessen von Geflüchteten mit Behinderung und deren Angehörigen in Deutschland ein. Handicap International begleitet die Gruppe im Rahmen des Projekts Empowerment Now
Foto: Rendel Freude*



*Farida (links) und Yaser (rechts), Mutter und Sohn, Special Olympic Sieger in der Disziplin Schwimmen, beim Gruppentreffen von NOW! Nicht Ohne das Wir in Berlin
Foto: Catharina Tews*

Dr. Susanne Schwalgin
*ist langjährige Leiterin
von Crossroads | Flucht.
Migration.Behinderung.
bei Handicap Internatio-
nal e.V.*
Foto: Catharina Tews



Was läuft bei Menschen mit Behinderung anders, wenn sie fliehen?

Ich denke, das kommt stark darauf an, welche Art von Beeinträchtigung eine Person hat und wie diese dann wiederum interagiert mit den Bedingungen, unter denen diese Flucht stattfindet. Wird der Mensch begleitet oder nicht? Bewegt er sich ausschließlich im Rollstuhl oder ist er auf bestimmte Behandlungen angewiesen, etwa auf spezielle Medikamente oder Therapien? Wie verläuft die Fluchtroute? Wir von *Crossroads* kennen beispielsweise niemanden mit Beeinträchtigungen, der über die nordwestliche afrikanische Route nach Deutschland gekommen ist. Ich halte das nicht für ausgeschlossen, aber es ist eine Fluchtroute, die Menschen nicht spontan antreten.

Wieso nicht?

Menschen beispielsweise aus den Lagern Libyens vertrauen sich häufig Schleppern an. In der Regel sind das Familienprojekte, bei denen die Familien viel Geld aufwenden und sich genau überlegen, wen sie auf den Weg schicken. Es geht darum, dass die ausgewählte Person bessere Lebensbedingungen vorfindet, Geld verdient, das sie schicken kann und eventuell es sogar schafft, die Familie nachzuholen. Ohne dass wir dazu Zahlen haben, würde ich aus einer migrationstheoretischen Sicht argumentieren, dass es in diesen Fällen eher unwahrscheinlich ist, dass man jemanden auswählt, der schlechtere körperliche Voraussetzungen hat, diese Flucht zu überstehen. Die Menschen wissen, dass die Route durch Afrika und über das Mittelmeer gefährlich ist.

Normalerweise führt eine Fluchtroute zum nächstsicheren Ziel. Nehmen wir beispielsweise Syrien. Von dort ging es häufig in die Türkei, in den Libanon und nach Jordanien. Die wenigsten Menschen haben sich überlegt: Jetzt flüchte ich nach Deutschland, sondern sie waren bereits unterwegs oder in der Türkei. Und dann gab es das Momentum 2014/2015, wo immer mehr Menschen hier ankamen. Darunter befanden sich auch viele Menschen mit Behinderung. Nochmal anders ist es, wenn man das Fluchtgeschehen aus der Ukraine anguckt, das sich elementar in vielen Faktoren komplett unterscheidet von den Fluchtbewegungen, die wir 2015 aus Syrien gesehen haben.

Inwiefern komplett anders?

Es gibt eine völlig andere Zusammensetzung von Geflüchteten, deutlich mehr Frauen mit Kindern, weil die Männer das Land nicht verlassen können. Auch sehr viele alte Menschen, was wir bei der Fluchtbewegung aus Syrien so überhaupt nicht gesehen haben. Da kamen, rein statistisch gesehen, kaum Menschen über 60 Jahre. Bei der Familienzusammenführung dann schon eher, aber in der Regel eher jüngere Frauen und Kinder. Das hat damit zu tun, dass die Ukraine viel näher ist. Es ist möglich, sich in einen Zug zu setzen und loszufahren. Aus der Ukraine gibt es tatsächlich auch organisierte Evakuierungen für Menschen mit Behinderungen. Nach wie vor bestehen in der Ukraine noch größere Einrichtungen für Menschen mit Behinderung, die man so in Deutschland nicht mehr findet. Von dort hat man diese Menschen mit ihren Pflegekräften nach Deutschland gebracht. Immer wieder organisieren auch jetzt noch Nichtregierungsorganisationen (NGOs),

etwa *Ärzte ohne Grenzen*, Transporte mit chronisch erkrankten Menschen, die nun in den Kampfgebieten überhaupt nicht mehr versorgt werden können.

Diese Evakuierungsprogramme gelten nur für die Ukraine oder auch für andere Länder?

Nur für die Ukraine. Beim UNHCR gibt es etwas Ähnliches für besonders schutzbedürftige Geflüchtete, sogenannte Resettlement-Programme. Besonders schutzbedürftige Geflüchtete werden dabei dauerhaft aufgenommen. Das betrifft jedoch nur eine äußerst geringe Zahl von Menschen. Da gibt es bei Weitem nicht genügend Plätze. Dieses Programm gilt nur für totale Härtefälle. Das ist wie ein Sechser im Lotto!

Mit welchen Problemen kämpfen geflüchtete Menschen mit Behinderungen bei uns?

Alle ankommenden Geflüchteten müssen mit zahlreichen Problemen kämpfen. Bei Menschen mit Behinderung potenzieren sich diese Schwierigkeiten nochmals enorm. Da braucht es neben der Sprachkompetenz auch eine umfassende Systemkompetenz. Das allein hinzubekommen ist kaum möglich. Neben all den rechtlichen Hürden, mit denen sämtliche Asylsuchende konfrontiert sind, gibt es in jedem einzelnen Bereich zusätzliche Hindernisse. Da muss man schon einen langen Atem haben. Beispielsweise beim Thema Arbeit. Das ist eine Katastrophe, das kann man nicht anders sagen. Bei Menschen mit Behinderung, die 2014/2015 nach Deutschland flohen, beginnt erst jetzt in Einzelfällen die Integration in den Arbeitsmarkt. Das ist klar ein strukturelles Problem, das für alle Menschen mit Behinderung in

Deutschland gilt: Egal, ob hier geboren oder nicht, ob sie weiß sind oder nicht, die Inklusion in den Arbeitsmarkt ist äußerst schwierig. Doch Geflüchtete mit Behinderungen unterliegen immer zwei Systemen, die nicht aufeinander abgestimmt sind, unterschiedlichen Logiken unterliegen und noch zu wenig zusammenarbeiten: der Geflüchtetenhilfe und der Behindertenhilfe. Selbst Fachkräfte, die in den jeweiligen Bereichen arbeiten, überfordert diese Schnittstellenproblematik häufig, die sich da auftut. Da fehlen oft das Wissen und die Kompetenzen aus dem jeweils anderen Bereich, um Geflüchtete effektiv zu unterstützen.

Können Sie das näher erläutern?

Mit dieser Schnittstelle beschäftige ich mich seit rund zehn Jahren. Die Problematik ist vielen klar. Nur in der konkreten Unterstützung hapert es noch. Nehmen wir beispielsweise eine Flüchtlingsberatungsstelle. Dort haben die Menschen eine bestimmte Kompetenz und können zu Asylverfahren beraten. Taucht aber noch die Frage nach einer dringenden Unterstützung mit Hilfsmitteln auf, müssen die Berater und Beraterinnen oft überlegen: Was mache ich jetzt? Da sind Vernetzungen enorm wichtig, dass man überhaupt eine Vorstellung hat, wie die Behindertenhilfe aufgestellt ist, an wen

man weiter verweisen kann, welche Leistungen es gibt. Es ist eine fehlgeleitete Erwartung, dass alle alles können müssen. An dieser Schnittstelle bietet *Handicap International* mit *Crossroads* seit 2018 Fortbildungen an.

Gerade will die Regierung das *Staatsangehörigkeitsrecht* ändern. Verbessert das die Bedingungen für geflüchtete Menschen mit Behinderung?

Auf den ersten Blick soll dieses Gesetz die Einbürgerung erleichtern. Die Fristen sind von acht auf fünf Jahre verkürzt, bei besonderer Integrationsleistung sogar auf drei. Was sich aber leider auch ändern soll, ist, dass die Anforderungen der Lebensunterhaltssicherung, eine wichtige Bedingung im Gesetz, für alle gleich gelten soll, egal, ob beeinträchtigt oder nicht. Wer Sozialleistungen erhält, bleibt von der Einbürgerung ausgeschlossen, außer in Vollzeit Erwerbstätige. Gerade behinderte geflüchtete Menschen, aber auch ihre pflegenden Angehörigen würde dieses Gesetz extrem diskriminieren. Im jetzigen Gesetz gibt es noch eine Ausnahmeklausel, die entfernt werden soll. Viele der Geflüchteten mit Behinderung, die 2014/2015 kamen, kämpfen heute noch immer darum, hier eine vollumfängliche Integration zu erfahren (siehe auch Protokoll Mohammed

Jolo S. 83). Nicht nur die: Pflegende Angehörige haben ebenfalls große Probleme, einen Zugang zum Arbeitsmarkt zu finden. Ganz abgesehen davon, dass sie nicht regelmäßig einen Sprachkurs besuchen können, weil sie nicht wissen, wer in dieser Zeit die Pflege übernimmt.

Diese Ausnahmeklausel muss bleiben. Dafür setzen wir uns ein, indem wir Abgeordnete für diese drohende Diskriminierung sensibilisieren!♦

*Das Gespräch führte
Christine Wolfrum.*

Als die Probleme zunahmen, fand der heute 39-jährige Mohammed Jolo aus der Grenzstadt Kobanê in Syrien, der mit 13 Jahren völlig erblindet war, keinen Weg mehr, seiner Familie und sich selbst das Überleben zu sichern. Deshalb flohen sie in die Türkei. Mit Hilfe seines Freundes Zakaria und dessen Onkel schaffte er die Flucht nach Deutschland. Wie es dazu kam und wie es ihm dabei erging, berichtet er für das *Hinterland Magazin*.

Vielleicht war das Leben in Syrien früher etwas einfacher für mich: Dort war mein Platz, meine Sprache, meine Verwandten. Dort gab es viele Personen, die ich kannte und die mir helfen konnten. // Aber dann kam 2011 der Bürgerkrieg und die Schwierigkeiten nahmen zu. Durch den Krieg hatte auch ich keine Arbeit mehr. Neben meinem Studium der Philosophie spielte und spiele ich immer noch die Saz, ein Saiteninstrument, ähnlich der türkischen Bağlama. Damit konnte ich Geld verdienen, die Musik in Gruppen unterrichten, bei großen Konzerten spielen und auf Hochzeiten. In Syrien war es anders als hier in Europa: Im Frühling und Sommer gab es viel Arbeit, im Herbst und Winter weniger. Weitere Unterstützung zum Leben habe ich nicht bekommen, deswegen wuchsen die Probleme nach 2011. Hinzu kommt, dass ich als Fünfjähriger nach einem Unfall langsam erblindete. Mit 13 Jahren konnte ich nichts mehr sehen. Sich damit abzufinden, war als Jugendlichen sehr schwer für mich. Ist wahrscheinlich anders, wenn man blind geboren wird.

Zunächst lebten wir in einem Dorf nahe Kobanê, dann zogen wir in die Stadt, an der Grenze zur Türkei. Und wie viele andere Familien hat sich auch meine 2013 auf den Weg über die türkische Grenze gemacht: Meine Frau, die auch blind ist, unsere zwei Kinder und meine Mutter. Am Anfang wohnten wir dort bei einem entfernten Verwandten in seinem Haus. Nach zwei, drei Monaten klappte das nicht mehr. Wir hofften damals, wir können nach wenigen Monaten wieder zurück nach Kobanê. Aber so war es nicht. Die Situation in Syrien wurde immer schlechter. Wir mussten bleiben. Deswegen sind wir in eine kleine Unterkunft im Grenzgebiet umgezogen ohne feste Gebäude, nur sehr schlechte Zelte. Dort erhielten wir aber Hilfe. In dieser Zeit kam unser drittes Kind, eine Tochter, zur Welt. 2014 war das. Für mich und meine Familie funktionierte dieses Leben so nicht. Vielleicht für mich allein, aber nicht für drei Kinder, meine Frau und meine Mutter. Dachte viel nach. Ich musste für

uns eine Lösung finden – hatte aber nur noch wenig Geld. Und dann im Februar 2015 starb noch meine Mutter, die Nierenprobleme hatte. Wie sollte alles weitergehen?

Uns mitzunehmen war verboten

Eines Tages überraschte mich mein bester Freund Zakaria. Er hatte mich gesucht und tatsächlich gefunden. Früher einmal waren wir zusammen in Syrien auf der Universität. Er sagte: ‚Mohammed ich gehe jetzt nach Europa. Wenn du möchtest, kann ich dich mitnehmen.‘ Was mache ich dort, ein blinder Mann? Schwierige Frage, ehrlich. Ich sagte ihm: ‚Lass mich zwei, drei Tage überlegen‘. Ich kannte den Weg nicht. Wusste auch nicht: Kann ich meine Familie mitnehmen? Oder ist es besser, sie hier zu lassen? Und mir fehlte das dafür nötige Geld. Habe hin und her überlegt, im Netz eine mögliche Route nach Europa gesucht und auch andere Leute gefragt. Alle sagten, jetzt 2015, ist der Weg ein bisschen leichter und viele Grenzen sind offen. Schließlich sagte ich Zakaria, dass ich unbedingt mit ihm gehen möchte. Weder in der Türkei noch in Syrien gab es eine gute Zukunft. Die Kinder sollten in die Schule gehen, meine älteste Tochter war damals acht. Auch dachte ich, dass ich besser allein gehe. Meine Idee dabei: Wenn ich unterwegs nach Europa sterbe, sterbe nur ich, das ist kein Problem. Vielleicht bekommt meine Familie eine andere Chance. Schaffe ich es nach Europa – unser Ziel war Deutschland –, dann hole ich meine Familie nach und wir bekommen hier eine Chance. Inzwischen hatte mein Freund seinen Onkel angerufen, der zu dieser Zeit in der Ukraine lebte und ihm von mir, dem blinden Mann ohne Geld, erzählt. Da sagte sein Onkel: ‚Kein Problem. Ich helfe dir, bis ihr in Europa seid‘. Plötzlich gab es Hoffnung. Das war im Juli 2015.

Wir nahmen den Bus nach Izmir, eine Stadt am Meer in der Westtürkei. Dort gingen wir auf ein überfülltes Schlauchboot. Wir waren ungefähr 50 Personen in

einem kleinen Boot, auch Kinder und Frauen. Das war gefährlich. Etwa zwei Stunden dauerte es bis Griechenland. An diesem Tag war das Wetter schön, das Meer glatt und ruhig. Wir kamen auf Chios an, einer kleinen Insel. Vom Strand aus sollten wir 100 Kilometer zu einer Unterkunft zu Fuß gehen. Wie sollte das funktionieren? Für Geflüchtete war es verboten, in ein Taxi oder in ein anderes Verkehrsmittel einzusteigen. Wenn wir ein Taxi genommen hätten oder einen Bus, und die griechische Polizei hätte uns aufgehalten, wären die Fahrer festgenommen und als Menschenschmuggler bestraft worden. Geflüchteten durfte man nicht helfen. Also gingen wir zu Fuß. Nachts war es kühl und am Tag heiß, unsere Kleidung war schmutzig und wir waren unrasiert. Uns wuchs ein verfilzter Bart. Wir schliefen draußen. Die Organisation *Roter Halbmond* versorgte uns mit Trinkwasser.

diesem Gebiet patrouillierte die Polizei, fing Geflüchtete, misshandelte sie und nahm sie fest. Immer wieder mussten wir uns im Gestrüpp, hinter Bäumen und größeren Steinen verstecken. Mit einem blinden Mann ist das sehr schwer. Mein Freund war aufmerksam und sehr vorsichtig. An einer Stelle verborgen im Gebüsch sagte Zakaria: ‚Mohammed, du spürst, wie schwierig dieser Weg ist. Wenn ich dir nicht mehr weiterhelfen kann, muss ich dich vielleicht hier zurücklassen, bis du eine andere Chance bekommst. Ich kann kaum für mich selbst etwas machen und für zwei Personen ist es noch schwieriger.‘ Das habe ich ehrlich verstanden: ‚Kein Problem, wenn das Weitergehen zu zweit nicht mehr klappt, dann lass‘ mich hier.‘ Am nächsten Morgen sagte er: ‚Nein, ich lasse dich nicht hier. Ich nehme dich mit. Wenn etwas passiert, dann passiert das eben zusammen. Wenn die Polizei uns fängt oder wir

sterben, egal was geschieht: Wir bleiben zusammen!‘ Das vergesse ich ihm nie! Gottseidank hat das mit Mazedonien geklappt. Wir sind über die Grenze gekommen bis zur ersten Polizeistation. Dort haben wir unsere Dokumente gezeigt.

Sofort gaben sie uns das Kommando, in den nächsten Zug zu steigen und weiterzufahren. Das taten wir tags darauf. Auch da endete die Fahrt wieder kurz vor der serbischen Grenze. Erneut mussten wir kilometerlang zu Fuß gehen, wir waren inzwischen völlig erschöpft, machten immer wieder Pausen. Es ging kaum vorwärts. Nachts schliefen wir auf der Straße. Dann überquerten wir die Grenze nach Serbien. Auch hier: Niemand durfte uns mitnehmen, dasselbe wie in Griechenland. Und wenn ein Taxi tatsächlich neben uns hielt, verlangte es bis nach Belgrad pro Person 800 Euro. So viel Geld hatten wir nicht mehr. Doch dann schafften wir es in einen Bus, der uns bis zur letzten Stadt in Serbien mitnahm, etwa 20 Kilometer vor der ungarischen Grenze. Und wie jedes Mal ging es auch hier zu Fuß weiter bis zur ersten Stadt in Ungarn. An die Namen der kleinen Grenzstädte erinnere ich mich nicht mehr. Nur an die langen Fußmärsche und Gefahren. Von dort nahmen wir für die 200 Kilometer bis Budapest ein Taxi, wo uns die Polizei festnahm. Wir sollten auf der Polizeistation unsere Fingerabdrücke geben. Da sagte ich: ‚Ja, ich bleibe in Ungarn. Aber gibt es Unterstützung für mich, einen blinden Mann?‘ Der Polizist verneinte: ‚Nicht mehr.‘ ‚Wie kann ich hier leben?‘, fragte ich. Seine Antwort: ‚Das ist sehr

Mit einem blinden Mann ist das Verstecken im Gestrüpp sehr schwer

Nach drei Tagen hielt plötzlich ein Taxi neben uns an. ‚Wohin gehen Sie?‘, fragten die amerikanischen Touristen. Die haben gesehen, dass ich ein blinder Mann bin und sagten: ‚Okay, steigt ein, wir nehmen euch mit‘. Dass das geklappt hat, war sehr schön. Sie setzten uns an der Unterkunft ab. Dort mussten wir etwa fünf bis sechs Tage warten, bis wir ein Dokument von Griechenland bekamen. Die Regierung wusste genau, dass wir nicht in ihrem Land bleiben wollten. Die Behördenmitarbeiter sagten: ‚Wir geben euch Dokumente und ihr geht schnell von hier weg. Ihr müsst nicht bleiben.‘ In der Unterkunft gab es kaum Essen und Trinken. Wir mussten draußen unter Bäumen schlafen. Stellen Sie sich vor: Es gab keine Toiletten. Wir mussten uns unter Bäumen entleeren. Schlimm! Aber nach ein paar Tagen hatten wir unsere Dokumente und kauften ein Ticket für die Fähre von Chios nach Athen.

„Die Polizei patrouillierte und fing Geflüchtete“

Dort blieben wir nur einen Tag, dann ging es weiter mit dem Zug nach Mazedonien. Auch hier mussten wir wieder die letzte Strecke zu Fuß gehen, da der Zug ungefähr zehn Kilometer vor der Grenze hielt. In

schwierig.' Da half uns einer der Polizisten: ‚Ich gebe euch Dokumente, mit denen ihr in Ungarn drei Tage lang bleiben könnt. Dann braucht ihr keine Fingerabdrücke zu machen. Aber in diesen drei Tagen müsst ihr Ungarn verlassen.‘ Wir fuhren noch am selben Tag los, nicht erst in drei. Ein Taxifahrer brachte uns für knapp 800 Euro von Ungarn bis nach Deutschland.



Mohammed Jolo

„Endlich in Deutschland angekommen“

Über Österreich kamen wir nach Passau. An der Grenze stiegen wir aus und gingen zu Fuß über eine Brücke. Im Internet erkannten wir, dass wir endlich in Deutschland angekommen waren. Jetzt. In dem Moment. Da hatte ich das Gefühl, wie neugeboren zu sein. Wir hatten unser Ziel erreicht. Jetzt konnte meine Zukunft und die meiner Familie beginnen, dachte ich. In Passau blieben wir drei Tage in polizeilichem Gewahrsam. Dann bekamen wir Dokumente und sie schickten uns weiter nach Bielefeld. Von dort ging es nach einer Woche nach Schöppenstedt, dann nach Köln. Immer mit meinem Freund, er hat mich nie allein gelassen!

Und jetzt? Im Kopf hatte ich ein Bild von meinem, unserem Leben in Deutschland: Klar, dachte ich anfangs, auch hier gibt es Schwierigkeiten – eine neue Sprache lernen, einen neuen Platz finden, neue Menschen kennenlernen. Ich rechnete nicht mit der vielen Bürokratie. Durch den Krieg haben wir alle Unterlagen verloren. Die Probleme, die ich hier bekam, machten mich zeitweise psychisch krank: Ich möchte arbeiten, möchte mich beweisen, möchte spüren, dass ich wie andere Menschen bin. Doch lieber zahlen Firmen die kleine Geldstrafe von 300 Euro monatlich als einen blinden Mann einzustellen. Ohne Lohnarbeit gibt es auch keinen deutschen Pass. Inzwischen arbeite ich ehrenamtlich bei der Caritas, bringe dort Menschen aus meiner Heimat das Spielen der Saz bei und engagiere mich bei der Organisation *Empowerment NOW*. Ich will praktisch zeigen, was ich kann. Als Familie sind wir seit 2018 wieder zusammen und haben inzwischen vier Kinder. Hin und wieder besucht uns Zakaria, der hier in Köln arbeitet und seinen Platz gefunden hat. ♦

Protokoll: Christine Wolfrum

Die F-Route

In einigen Exil-Erinnerungen ist, wenn es um einen Pyrenäen-Fluchtweg aus dem besetzten Frankreich geht, von einer „F-Route“ die Rede – wer oder was sich hinter dem „F“ verbirgt, wird nicht erklärt. Jahrzehnte später klärte sich das auf. Von Marianne Walther

Wofür steht dieses „F“ in der „F-Route“? Erst das Buch *Mein Weg über die Pyrenäen* von 1985 löst dieses Rätsel: Der alte Schmugglerpfad, der Frankreich mit Spanien verbindet, ist nach Lisa und Hans Fittko benannt.

Wer aber sind diese beiden? Lisa Fittko, als Elisabeth Ekstein 1909 in Uschgorod in der heutigen Ukraine geboren, wächst in Wien und Berlin auf. 1933 muss sie Deutschland wegen ihrer politischen Untergrundarbeit verlassen und flieht nach Prag. Hier lernt sie ihren sechs Jahre älteren Mann Hans Fittko kennen, der im kommunistischen Widerstand aktiv ist. Als die Deutschen seine Auslieferung verlangen, fliehen beide in die Schweiz und über Holland nach Paris. Dort wird Lisa 1940 als „feindliche Ausländerin“ im Lager *Gurs* interniert, entkommt beim Einmarsch der Deutschen und findet ihren Mann wieder. Zusammen fliehen sie weiter nach Marseille. Weil sie keine gültigen Papiere besitzen, suchen sie nach einem Ausweg. Lisa fährt deshalb in den Ort Banyuls-sur-Mer an die französisch-spanische Grenze, um einen Fluchtweg auszukundschaften. Der dortige sozialistische Bürgermeister Vincent Azéma stellt ihnen falsche Papiere aus.

Gemeinsam mit Hans Fittko und der Fluchthilfeorganisation *Emergency Rescue Committee* organisiert sie von da aus die Flucht von Menschen, die durch die deutsche Besatzung und das Vichy-Regime bedroht sind.

„Ich kenne den Weg eigentlich nicht“

Bei ihrer ersten Test-Überquerung von Banyuls-sur-Mer nach Portbou – vom Bürgermeister Vincent Azéma nur mit einer ungefähren Zeichnung des Wegs ausgestattet –, führte Lisa Fittko den deutschen

Kulturwissenschaftler und Philosophen Walter Benjamin und andere am 25. September 1940 über diese Grenze. Damit begann ihre Tätigkeit als Fluchthelferin. „Der ‚alte Benjamin‘ (er war achtundvierzig Jahre alt) erschien mir als ein in dieser Situation völlig deplatziertes Kavalier der alten Schule. Er schien keine der Eigenschaften mitzubringen, die für das Überleben dringend notwendig waren (dass heißt die Fähigkeit des ‚se débrouiller‘, sich aus der Klemme helfen zu können)“, schrieb sie in ihrem Buch *Mein Weg über die Pyrenäen*.

Wie sie Walter Benjamin die Risiken dieser Tour deutlich macht, erwähnt sie an anderer Stelle: *„Sind Sie sich darüber im Klaren, dass ich kein erfahrener Führer in dieser Gegend bin? Ich kenne den Weg eigentlich gar nicht, ich selbst bin noch nie dort oben gewesen. Was ich habe, ist ein Stück Papier mit einer Wegskizze, die der Bürgermeister aus dem Gedächtnis gezeichnet hat. Und dann hat er mir einige Einzelheiten beschrieben, Abzweigungen, die wir nehmen müssen, auch eine Hütte auf der linken Seite. Vor allem ist da eine Hochebene mit sieben Pinien, die wir unbedingt rechts von uns liegen lassen müssen, sonst geraten wir zu weit nach Norden; und dann der Weinberg, der an der richtigen Stelle zum Kamm führt. Wollen Sie sich auf das Risiko einlassen? ‚Ja sicher‘, sagte er, ohne zu zögern. ‚Nicht zu gehen, das wäre das eigentliche Risiko.‘“*

Der Fluchtweg war ein ehemaliger Schmugglerpfad und hieß zuvor „Route Lister“, nach dem republikanischen spanischen General Enrique Lister, der seine vom Franco-Regime besiegten Truppen aus Spanien über diesen Pfad von 17,6 Kilometern Länge und etwa 640 Höhenmetern herausführte.

„Der Begriff Weg wurde nun mehr und mehr zur Übertreibung. Dann und wann war ein Pfad zu sehen, häufiger aber war es nur eine kaum erkennbare Spur zwischen den Geröllblöcken. Aber zuerst muß ich erklären, warum gerade diese Route so sicher war. Nach dem Aufstieg durch die grünen Hügel, die sacht ins Meer ausliefen, verlief unser Pfad parallel zur wohlbekanntem ‚offiziellen‘ Straße, die am Gebirgskamm entlangführte und leicht gangbar war. Unser Weg – la route Líster – lag unterhalb der Straße und war durch den Gebirgsüberhang verdeckt, so daß er von französischen Grenzwachern, die oben patrouillierten, nicht gesehen werden konnte. An einigen Stellen kamen sich die beiden Wege sehr nahe, und dort mußten wir uns still verhalten.“

Sieben Monate lang schleust das Ehepaar Gruppen von drei bis vier Personen, darunter mehr oder weniger Prominente, Verfolgte, Schriftsteller, Nazigege-ner*innen, politische Aktivist*innen, Reichstagsabgeordnete und viele andere dreimal die Woche von Banyuls-sur-Mer nach Portbou in Spanien.

Ende 1941 wird Lisa und Hans Fittko der Aufenthalt in der Grenzregion untersagt. Ihre Flucht nach Kuba gelingt und erst 1948 die Einreise in die USA, nach Chicago. Dort starb am 15. September 1960 Hans Fittko, Lisa Fittko rund 45 Jahre später am 11. März 2005. Eine umfassende Würdigung ihrer politischen Arbeit steht noch aus, da sie fast nur als Fluchthelferin Walter Benjamins erinnert wird.

Chemin Walter Benjamin

Heute heißt die „F-Route“ „Chemin Walter Benjamin“. Walter Benjamin hat es sicher verdient, dass dieser Weg nach ihm benannt wurde. Da aber Lisa und Hans

Fittko Hunderte von Menschen über diesen ehemaligen Schmuggelpfad retteten, hätte ich mir gewünscht, dass man den ehemaligen Namen „F-Route“ oder noch besser „Route Fittko“ beibehalten hätte.

Gedenkort „Passagen“

Am Friedhof etwas außerhalb von Portbou auf einer felsigen Halbinsel mit Blick übers Meer, befindet sich das Denkmal „Passagen“. Auf der Glasplatte, die einen Korridor hin zum Meer verschließt, ist ein Zitat von Walter Benjamin auf Deutsch eingraviert:

„Schwerer ist es, das Gedächtnis der Namenlosen zu ehren als das der Berühmten. Dem Gedächtnis der Namenlosen ist die historische Konstruktion geweiht.“♦

„Er ist heute mustergültig ausgewiesen. Hinweistafeln in vier Sprachen informieren über die einstige ‚Route Fittko‘. Die Tour führt von Banyuls-sur-Mer zum Dorf Puig del Mas mit einer eher bescheidenen Gedenkstätte für Lisa Fittko. Dann steigt der Weg, zwischen den Weinbergen an, zieht sich durch die Garrigue, einem duftenden Gestrüpp von Zistrosen und Wildkräutern. Auf dem Coll de Rumpissar ist die Grenze überquert und die Wanderer werden mit jenem Panorama belohnt, das Lisa Fittko in ihren Erinnerungen beschreibt. Auf zwei Seiten leuchtet das Meer. Portbou schmiegt sich tief unten in eine muschelförmige Bucht. Heute informiert eine Ausstellung im Ortszentrum mit vielen Dokumenten über den Tod Benjamins. Tafeln mit Informationen über das Schicksal der Flüchtlinge und die Wege der Exilanten stehen überall im Ort.“

(Aus: Chemin Walter Benjamin – Passagen in die Freiheit aus Berliner Zeitung vom 04.09.2010).



Marianne Walther lebt und arbeitet in München, unter anderem, in der Initiative München erinnern

*BERTOLT BRECHT:
AUF DER FLUCHT VOR DEM A.,
MANUSKRIFT (1941)*

auf der flucht vor

dem A./

ließ ich in deutschland

mein volk/

in schweden meine Bücher/

in rußland meine

mitarbeiterin/

wohin fliehe ich?/

wer belehrt mich?/

wie soll ich arbeiten?

Tschechoslowakei: Prag | Februar/März 1933

Österreich: Wien | März 1933

Schweiz: Zürich | März 1933

Frankreich: Paris | Mai/Juni 1933

Dänemark: Skovsbostrand | Juni 1933 – April 1939

Schweden: Stockholm, Insel Lidingo | April 1939 – April 1940

Finnland: Helsinki; Marleback | April 1940 – Mai 1941

Sowjetunion: Moskau | Mai 1941

Sowjetunion: Wladiwostok | Juni 1941

USA: Los Angeles | Juli 1941 – Oktober 1947

USA: New York | Oktober 1947

Deutschland: Berlin-Ost | Oktober 1948



Die Rattenlinie

Dieses Heft ist gefüllt mit Geschichten von Menschen, die vor Zerstörung, Chaos und Gewalt Rettung an einem anderen Ort suchen.

Manchmal fliehen aber auch diejenigen, die verantwortlich sind für das Elend, vor dem andere die Flucht ergreifen müssen: Unter ihnen sind Machthaber, Diktatoren, Kriegsverbrecher*innen und Gewalttäter*innen. Die Fluchten der Täter*innen stehen dabei zumeist im starken Kontrast zu den Migrationsgeschichten ihrer Opfer. Denn anders als ihre Opfer verfügen sie nicht selten über Mittel, Netzwerke und Verbündete in aller Welt und verschiedenen Institutionen, die es ihnen leicht machen, sich ihrer Verantwortung gegenüber der Gesellschaft dauerhaft zu entziehen.

Eine dieser Geschichten, nämlich die der Flucht von Nazis vor der Nachkriegsjustiz, erzählen wir hier. Denn gerade in dem Gegensatz zu den anderen Geschichten dieses Heftes wird die beschämende Entsolidarisierung der Weltgesellschaft mit denjenigen deutlich, die – anders als die Täter*innen – Schutz und Hilfe verdient hätten. Von Marianne Walther

Rattenlinien – so nannten die US-Amerikaner*innen die Fluchtrouten, auf denen nach dem Zweiten Weltkrieg tausende Nazis, Ustascha-Faschist*innen und Vertreter*innen anderer europäischer Kollaborationsregime nach Lateinamerika flohen. Wie die Ratten, die das sinkende Schiff verlassen, entkamen auf diesem Weg einige der größten NS-Kriegsverbrecher wie Adolf Eichmann, Klaus Barbie, Josef Mengele, Erich Priebke und Walter Rauff der Justiz. Eines der Hauptaufnahmelande wurde Argentinien unter dem damaligen Präsidenten Juan Domingo Perón: Rund 500 höhere NS-Funktionäre und 50 Massenmörder fanden dort eine neue Heimat.

Möglich machte dies ein weitverzweigtes und hoch organisiertes Netzwerk von staatlichen und nicht-staatlichen Organisationen, dessen Wurzeln von Skandinavien bis in den Vatikan reichten. Ein zentrales Drehkreuz für die Weiterreise der meisten Flüchtenden nach Nord- und Südamerika, Spanien oder in den Mittleren Osten war Italien. Insbesondere die deutschsprachige, von Alliierten nicht besetzte Alpenregion wurde zu einem wichtigen Zwischenstopp auf dem Weg zu Italiens Häfen. Tausende Kriegsverbrecher*innen statteten sich hier mit neuen Papieren aus, um ihre Flucht aus Europa fortsetzen zu

können. Während sie nach Italien zwar auch ohne Pass gelangten, mussten sie für internationale Reisen zum Beispiel per Schiff nach Südamerika ein gültiges Reisedokument präsentieren – welches Deutsche, insbesondere solche mit NS-Bezügen, in der Nachkriegszeit nach alliierten Bestimmungen offiziell nicht erhielten. Hier kam das *Internationalen Komitee vom Roten Kreuz* (IKRK) ins Spiel: Zwischen 1945 und Anfang 1950 stellte das IKRK mindestens 120.000 Ersatz-Reisepässe für „staatenlose“ Flüchtlinge aus, ohne deren Identität näher zu überprüfen.

Eine wichtige Rolle spielte dabei auch der Vatikan, weshalb lange auch der Begriff „Klosterlinien“ für die Rattenlinien benutzt wurde. Das päpstliche Hilfswerk *Pontificia Commissione Assistenza* (PCA) in Rom, das von Papst Pius XII die Gefangenen- und Flüchtlingsfürsorge übertragen bekommen hatte, bestätigte die Identität der Flüchtenden gegenüber dem *Roten Kreuz*. Hierfür genügte ein einfaches Empfehlungsschreiben. So gelangten tausende Schwerverbrecher*innen, Holocaust-Täter*innen und NS-Funktionär*innen an neue Identitäten und Papiere, die ihnen die Ausreise und Flucht vor der Gerichtbarkeit ermöglichten. ♦

Uki Goñi

ODESSA

DIE WAHRE GESCHICHTE
FLUCHTHILFE FÜR NS-KRIEGSVERBRECHER

Assoziation A



Goñi, Uki (2019): Odessa. Die wahre Geschichte. Fluchthilfe für NS-Kriegsverbrecher. Übersetzung: Bruns, Theo; Graefe, Stefanie. Berlin/Hamburg: Assoziation A

Steinacher, Gerald (2008): Nazis auf der Flucht. Wie Kriegsverbrecher über Italien nach Übersee entkamen. Innsbruck/Wien/Bozen: Studien Verlag

Flüchtlingsgespräche

Staffel 2, Folge 2: Fluchtweg Autobahn
Von Human

Das geschah bisher: Der Wahnsinn nahm seinen Lauf und setzt sich hier fort.

DER UNTERSETZTE: Brudi, schön ist es auf der Autobahn.

DER GROSSE: Was sagst du? Ich bin eingeschlafen. Sicher, schön ist es in Deutschland.

DER UNTERSETZTE: Deutschland ist ein Autobahn-Land. Du kommst von Süden in den Norden und es geht ganz leicht von West nach Ost. Unterwegs gibt es immer Ausfahrten zu noch schöneren Orten als die Raststätten.

DER GROSSE: Rasten, einrasten. Runterkommen von der Trip. Nicht rattern. Arbeit, Arbeit. Stoppen und kurz loslassen.

DER UNTERSETZTE: Hast du geträumt? Spricht dein Unterbewusstsein zu dir?

DER GROSSE: Ausrasten. Das sagt mir mein Unterbewusstsein. Wir mussten kurz raus. Schön war es im Norden. Was meinst du?

DER UNTERSETZTE: Stimmt, überall anders ist es schöner als diese Gottesstaat im Süden der Republik.

DER GROSSE: Schau, da fährt ein LKW vorbei. Da setzen vielleicht Flüchtlinge drin. Die vorher auf ein Boot im Mittelmeer um ihr Überleben kämpften. Was sie sich wohl bei der Überfahrt gedacht haben.

DER UNTERSETZTE: Sie dachten sicher, dass sie die nicht Gewollten, die nicht Gebrauchten, und die nicht Gesehenen sind, unsichtbar für alle außer sie selbst. Weniger als nichts, sahen sie auch nichts. Blind kauerten sie im dunklen Bauch ihrer Arche. Einhundertfünfzig von ihnen schwitzend in einem Raum, der nicht für Säugetiere, sondern für die Fische des Meeres bestimmt war. Die Wellen schoben sie von einer Seite zur anderen. Sie sprachen in den Sprachen ihrer Mütter, was für die einen hieß, dass sie beteten, für die anderen, dass sie fluchten.

DER GROSSE: An welchem Tag starb das erste Kind?

Der LKW wird langsamer, fährt in Zeitlupe an ihrem Auto vorbei. Die Plane wird durchsichtig und einer der Flüchtlinge spricht zu ihnen:

Am fünften Tag starb das erste der Kinder. Bevor wir den Leichnam der See übergaben, sprach jemand ein Gebet. Am sechsten Tag starb ein Junge. Mancher betete noch inbrünstiger zu Gott, mancher begann, an seiner Existenz zu zweifeln, mancher Ungläubige begann, sich zu besinnen, und mancher Ungläubige glaubte nun noch weniger an Ihn. Der Vater von einem der toten Kinder schrie: ‚Großer Gott, warum tust du uns das an?‘ Die Antwort kam uns allen schlagartig, die Antwort auf die ewige Menschheitsfrage: Warum? Sie war und ist ganz einfach: Warum nicht?

DER UNTERSETZTE: Warum sind die Taliban in Afghanistan wieder an der Macht?

DER GROSSE: Warum nicht?

DER UNTERSETZTE: Meinst du, sie werden das Land wie die Bayern für Touristen öffnen?

DER GROSSE: Sicher, wie damals für die Hippies. Heute sind sicher viele von denen verstrahlt und im Kopf und Herz Glaubensschwernern mit den Hasspredigern.

DER UNTERSETZTE: Oh ja, die Globuli-Fraktion mit Gulbuddin Hekmatyar an einem Tisch. Wie damals der Hekmatyar mit Ronald Reagan im Weißen Haus.

DER GROSSE: Reagan hat doch damals die Mudschahedin-Führer mit den Gründerväter der USA gleichgesetzt.

DER UNTERSETZTE: Kommt hin. Sklavenhalter mit Gotteskrieger gleich zu setzen.

DER GROSSE: Aber jetzt Scherz bei Seite. Warum sind die Taliban nun in Afghanistan an der Macht?

DER UNTERSETZTE: Noch ein letzter Scherz. Warum nicht? Weil die Afghanen nichts Besseres verdient haben.

DER GROSSE: Du meinst, die sind immun gegen Gleichheit und Freiheit?

DER UNTERSETZTE: Sie sind dumm. Sie sind religiös. Also sind sie dumm. Ich stand letzte Mal in ein Moschee und da vorne sprach ein Hassprediger. Was denkst du, wo liegt der Durchschnitts-IQ von den Leuten?

DER GROSSE: Und kannst du Bavaristan schon von deinen hohen Roß aus sehen? Was weißt du schon über die Leute?

DER UNTERSETZTE: Naja, ich habe beobachtet und habe Schlüsse gezogen. Ich sehe eine Neigung zu Fettsucht, wenn die Leute was zu essen hätten, Armut und ein Leidenschaft für Märchen. Ich glaube, man kann davon ausgehen, dass niemand dort das Atom spalten wird.

DER GROSSE: Merkst du das? Deine beschissene Einstellung. Es gibt Leute, die genießen die Gemeinschaft. Das Gemeinwohl.

DER UNTERSETZTE: Tja, wenn das Gemeinwohl darin besteht, an Märchen zu glauben, wen soll das dann weiterbringen?

DER GROSSE: Aber kannst du dir das vorstellen, wenn die Menschen an nichts glauben, was sie dann alles treiben würden?

DER UNTERSETZTE: Genau das Gleiche, was sie jetzt machen. Nur in aller Öffentlichkeit. Frauen steinigen. Frauen lebendig begraben. Wie die Taliban es machen.

DER GROSSE: Bull-Shit. Die Welt wäre voller Mord und Verkommenheit. Und das weißt du auch.

DER UNTERSETZTE: Und was haben wir jetzt? Es läuft auf der Welt sehr harmonisch. Ist das so? Wenn das einzige, wodurch ein Mensch anständig bleibt, die Erwartung auf eine göttliche Belohnung ist, dann ist dieser Mensch ein opportunistisches Arschloch. Und ich werde versuchen so viel wie möglich ans Licht zu bringen.

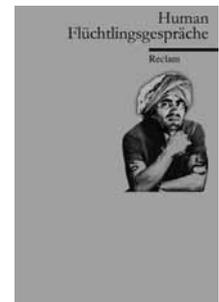
DER GROSSE: Und du denkst sicher, dein Urteil ist unfehlbar, was Arschlöcher angeht?

DER UNTERSETZTE: Was sagt das über das Leben aus? Man soll sich mit anderen treffen, sich Geschichten erzählen, die gegen alle Gesetze des Universums verstoßen, nur um den Tag zu überstehen? Nein. Was verrät das über deine Realität, Brudi?

DER GROSSE: Wenn du so redest, dann klingt es, als hättest du Panik.

DER UNTERSETZTE: Ein Affe, der die Sonne angeschaut hat und zu einen anderen Affen gesagt hat, ey, er will, dass du mir deinen ganzen Scheiß-Anteil schenkst. So sind die Menschen. Sie sind so verdammt schwach. Sie werfen Münzen in ein Wunschbrunnen um sich Essen zu kaufen. Sie übertragen ihren Angst und ihren Selbsthass auf eine Autoritätsfigur. Das ist Katharsis. Und diese Autoritätsfigur nimmt ihre Furcht mit seiner Geschichte auf. Das ist auch der Grund warum Glaube so effektiv ist: Die Gewissheit, die er den Leuten bieten kann. Es gibt linguistische Anthropologen, die glauben Religion sei ein Sprachvirus. Das neue Verbindungen im Gehirn schafft und dadurch das Denkvermögen einschränkt.

DER GROSSE: Tja, ich benutze nicht solche hochtrabende Wörter wie du. Aber dafür, dass du keinen Sinn im Leben siehst, machst du dir ganz schön viel Sorgen deswegen. Und das riecht doch schon schwer nach Panik.



Human ist assimilierter Ausländer und lebt an der deutsch-afghanischen Grenze.

DER UNTERSETZTE: Ich laufe wenigstens wissentlich ins Verderben.

DER GROSSE: Fahren. Wir fahren gerade schnurstracks ins Herz der Finsternis.

DER UNTERSETZTE: Wir setzen alle in dem, was ich, die Lebensfalle nenne. Die genetische Gewissheit, das alles anders wird. Dass man in eine andere Stadt zieht und Leute kennenlernt, mit denen man lebenslang befreundet sein wird. Dass man sich verlieben wird und die Erfüllung gefunden hat. Scheiß-Erfüllung. Was soll diese Scheiß. Wann kann etwas schon in Erfüllung gehen? Höchstens ganz am Ende vielleicht. Und abschließen. Nein, nein, nein. Nichts ist jemals vorbei.

In dem Moment düst links neben ihnen ein Familienvater mit unerlaubter Tachozahl vorbei.

Eine Gedankenblase schwebt über seinem Auto und dort steht:

Rast auf der Autobahn. Frankenwald-Brücken-Rasthaus. Espresso. Italien-Feeling. Bayern liegt ja schon an der Adria. Schön geschissen, dank Sanifir. Weit in Vergangenheit: Start um 3:38. Wie auf Speed auf der Autobahn. LKW-Kolonnen wie Glühwürmchen-Parade. Wunderwerk Hitlers. Früher Schokoladenpanzer, heute Familienväter wie auf Speed auf der Autobahn. Warenverkehr. Kapitalverkehr. Verkehrsader. Schlagader des Deutschen Kapitals. Ein Schild bei Leipzig: friedliche Revolution 1989. Von Frieden und Wohlstand keine Spur. Der Osten heute ausgeplündert, damals ausgeplündert. Da noch ein Schild: Schloss Merseburg. Wo die Bundesregierung Panzerdeals abwickelt? Nein, sie sind in Meseberg. Egal: die friedliche Revolution soll da vorbeischaun und denen klar machen, warum die Nazis bald an der Macht sind. Waren sie jemals weg? Nein, siehe Fascho Aiwanger. Ich möchte ihn treffen. Auf die Fresse treffen. Und nochmal auf die Fresse treffen. Bis er sich wieder erinnert, allein in einem dunklen, abgesperrten Raum. Ein Mann mit schwarzen Hoodie klopft an

unsre Tür. Doch wir wissen, nur dich will er holen, Hubsi. Die Sonne geht auf. Es wird hell, wir sind gleich da. Fuck, war das geil. Unter lilanen Wolken vor drei Stunden auf der Autobahn. Der Einzige, der Action macht, war ich. Alles weggeräumt. Alle machen Platz. Ich bin wie auf Speed. Und bevor die Augen traurig werden, Betty Boo. Zeig mir dein'n geheim'n Panic Room. Komm wir kill'n den Rest vom NSU. Denn das Gefühl allein zu sein, das kenn' ich gut.

DER GROSSE: Schöne Schlusspointe, Vater unser. Er scheint sein Erfüllung gefunden zu haben. Vielleicht werden wir unseren Glück auch im Leben finden.

DER UNTERSETZTE: Ach was, die Gefahr bei der Verheerung von Menschen ist natürlich, dass sie sich schließlich als Menschen mit Fehlern entpuppen, und in diesem Punkt bleibt dem Gläubigen keine andere Wahl, als die gefallenen Idole zu töten oder bei dem Versuch zu sterben.

DER GROSSE: Sterben werden wir alle. Ob als gefallene Idole oder gefallene Idioten. Am Ende werden wir allein enden, wie wir auch geboren sind.

DER UNTERSETZTE: Die Deutschen haben Angst allein zu sterben. Sie sind traurig, dass sie nicht mit dem Führer untergegangen sind. Sie wollen nun wieder gütige Führer, die das Volk repräsentieren, mit dem sie sich meinen und nicht sie, wer immer sie waren. Sie wollen in eine egalitäre Gesellschaft leben, wenn sie sich allerdings darauf einigen müssen, mehr als ihre Nachbar zu besitzen, wäre ihnen das recht. Sie wollen eine Revolution, die die Revolution überwindet, die sie seit 1989 durchleben. Kurz gesagt, sie wollen, dass es ihnen an nichts fehlt.

DER GROSSE: Ihnen fehlt doch nichts. Warum laufen sie dann Amok und die Ausländer sollen Schuld an ihre innere Leere sein. Sie haben sicher Anpassungsstörungen. ♦

Fortsetzung folgt ...

Wir sind viele

Unter dem Motto „Zammreißen – Bayern gegen Rechts“ riefen das *Bellevue di Monaco*, der Verein *Lichterkette*, *München ist Bunt* und das Bündnis *Offen bleiben!* am 4. Oktober zu einer Kundgebung auf. Über 35.000 Menschen kamen auf dem Odeonsplatz zusammen, um ein starkes Zeichen gegen Ausgrenzung, Rassismus und Antisemitismus und für Demokratie, Vielfalt und Zusammenhalt zu setzen. Eine der Sprecher*innen an diesem Abend: Lena Gorelik, Schriftstellerin, Essayistin und Journalistin.



Guten Abend!

Kennen Sie die Erzählung vom Sams? Am Sonntag schien die Sonne, am Montag kam Herr Mohn, am Dienstag hatte ich Dienst und so weiter ... Ich dachte, ich könnte Ihnen von meiner letzten Woche erzählen.

Am Sonntag sprach ich mit jemandem, deren Kind in der S-Bahn aufgrund seiner Hautfarbe rassistisch angegriffen wurde, und niemand griff ein. Niemand sagte etwas, niemand unterstützte das Kind. Am Montag fragte mich eine Autorin, die aufgrund ihrer Herkunft zu jenen gehört, die die Rechten hierzulande nicht sehen wollen, ob ich eine Idee hätte, wohin man auswandern sollte. Am Dienstag erzählte ich das einem Bekannten, der aus anderen Gründen weiß, dass er gemeint ist, wenn beispielsweise die AfD spricht, erzählte ihm, dass sie nicht die Erste mit dieser Frage in den vergangenen Wochen sei. Und er lachte zu meiner Überraschung, lachte mich beinahe aus. Hast Du etwa nicht nach Auswanderungsländern recherchiert?, fragte er erstaunt. Am Mittwoch unterstellte der CDU-Vorsitzende Friedrich Merz Menschen, die flüchten, weil sie Angst haben, weil sie Hunger haben, weil sie keine medizinische Versorgung haben, weil sie in Kriegsgebieten leben, weil sie ihren Kindern dabei zusehen müssen, wie die leiden, im Nicht-Wissen, ob sie jemals ankommen, und ob in Europa sie jemand aufnimmt, er unterstellte ihnen, sie wollten sich neue Zähne machen lassen. Und ich musste an meinen guten Freund denken, einen syrischen Autor, der vor wenigen Jahren hierher geflüchtet ist, er wurde verfolgt, weil er Dinge gesagt hatte, die dem Regime nicht passen, und von dem ich weiß, dass sein Körper zu zittern anfängt, wenn er so etwas hört; er zittert vor Angst, vor Zuhauselosigkeit, vor dem Gefühl, fehl am Platz zu sein hier, für immer.

Am Donnerstag hatte ich immer noch keine guten Worte gefunden, die ich ihm sagen konnte, ich wusste nicht, wie ich ihm ein Gefühl nehmen konnte, das ich kenne. Am Freitag meldete sich Bayerns Wirtschaftsminister Hubert Aiwanger zu Wort, um zu verkünden, der Sachverhalt sei wirklich so, wie Merz ihn beschrieben habe. Derselbe Aiwanger, der ein Flugblatt verfasst hat, in dem als Preis unter anderem „ein Freiflug durch den Schornstein in Auschwitz“ ausgeschrieben war, und der das nur mal als „Jugend-sünde“ bezeichnen musste, um in Amt und Würden zu bleiben. Ich versuche wirklich, Verallgemeinerungen zu vermeiden, deshalb sage ich es mal so: Das macht allen jüdischen Menschen, die ich kenne, nicht nur Angst, es ist, als würde man uns nach all den jahrelangen Beteuerungen von „Nie wieder“ ins Gesicht spucken. Am Samstag kam das Sams nicht, und so konnte ich mir auch nichts wünschen.

Wenn ich hätte wünschen dürfen, dann hatte ich mir gewünscht, dass mehr Menschen wissen, wie es uns – und wir sind viele, die anders aussehen, anders sprechen, anders glauben, anders sozialisiert worden sind, anders lieben, deren Körper anders sind, die gemeint sind, immer und immer wieder – wie es uns geht. Die verstehen, dass Rechts nicht eine Gefahr ist, die da aufzieht, für viele ist sie Lebensrealität. Für viele ist Angst Lebensrealität, und die Einsamkeit, die entsteht, wenn man mit der Angst alleine ist. Ich hatte mir gewünscht, wir würden uns öfter – so wie vielleicht heute – gemeinsam treffen, lauter sprechen, öfter umarmen, mehr verstehen, die Realitäten als solche benennen, Phrasen vermeiden, wir wüssten, es ist nicht höchste Zeit, es ist beinahe schon zu spät. ♦

Lena Gorelik ist mehrfach ausgezeichnete Schriftstellerin, Journalistin und Essayistin. Geboren 1981 in Leningrad, kam sie 1992 mit ihrer russisch-jüdischen Familie als Kontingenzflüchtling nach Deutschland. In ihrem jüngsten Roman „Wer wir sind“ erzählt sie, wie eine Frau zu sich findet – und wer wir im heutigen Deutschland sind. Ende November 2023 erhält sie den Marieluise-Fleißer-Preis.

Mensch, Claus

Von Matthias Weinzierl



bereits 1968
organisierte Claus
Schreer einen
Ostermarsch mit
Großkundgebung in
München.

Wer – so wie ich – in München politisiert wurde, der oder die kam auf keinen Fall an der Person Claus Schreer vorbei. Ganz gleich ob Ostermarsch, Demo für Frieden, Demo gegen den Irakkrieg, Demo gegen Krieg und Rassismus oder Demo gegen die Münchner Sicherheitskonferenz, Claus war immer vorne mit dabei. Häufig fungierte er dabei als Anmelder, Redner und Plakatgestalter in einer Person. Dieser hagere Mann mit dem markanten Gesichtszügen, in denen ich immer etwas Wolfsartiges zu erkennen glaubte, war der heimliche und manchmal – zumindest für mich als jugendlicher Politanfänger – auch leicht unheimliche Mann hinter diesen großen Protesten.

Claus war der Mensch mit dem Plan und er war einfach nicht zu übersehen. Claus hat über eine unglaubliche Zeitstrecke viele dieser Proteste als fixe Größe begleitet und vorangetrieben. In einem Buch über politische Plakate entdeckte ich ein Plakat für einen Ostermarsch aus dem Jahr 1968 (!) auf dem Claus bereits als Verantwortlicher auszumachen war.

Der Klang seiner Stimme und seine unverwechselbare, leicht antiquierte Art zu sprechen, wurde mir über den Lauf der Jahre mehr als vertraut: Dieser Claus-Klang wurde etwas wie der Soundtrack zu den unterschiedlichen Protesten der 1980er, 1990er und 2000er Jahre in München und darüber hinaus.

Obwohl Claus so omnipräsent war, kann ich nicht sagen, dass er mir in dieser Zeit besonders sympathisch war. Claus wirkte auf mich immer ein wenig wie ein unnahbarer Anführer mit einer gewissen Härte in seinen Zügen mit dem ich irgendwie nicht so richtig warm werden konnte. Claus blieb mir auf seltsame Art und Weise fremd.

Aber es gab auch lustige Aspekte. Unvergessen ist mir noch, wie Claus auf einer Demo der Menge per Mikrofon entgegenrief: „Wir sind schon über 20.000 Teilnehmer*innen auf dem Marienplatz“... Die Menge drehte sich umgehend um und keiner von uns konnte diese 20.000 irgendwo entdecken – denn wir waren leider und ganz offensichtlich erheblich weniger. Dieser leicht aufrundende Ausspruch blieb bei mir hängen und als ich viele Jahre später selbst Demos moderieren durfte, hatte ich die Lacher stets auf meiner Seite, wenn ich bei armselig kleinen Demos

ansetzte: „Claus Schreer würde sagen, wir sind bereits weit über 20.000.“

Aber unsere gemeinsame Geschichte war noch nicht zu Ende, denn es folgten immer mehr Momente und Begebenheiten, die mir diesen Claus näher brachten und mein Bild von Claus veränderten. Da war seine Freundschaft zu Martin Löwenberg, eine weitere für mich prägende und wichtige Münchner Persönlichkeit, die in gewisser Weise ein bisschen ein Gegenentwurf zu Claus darstellte. Martin, der wortgewandte KZ-Überlebende mit seinem einnehmenden Wesen, war unglaublich nahbar, verbindlich wertschätzend und nie um eine gewinnende Anekdote verlegen. Die Freundschaft der beiden und ihr gemeinsames Auftreten brachte Claus mir zwangsläufig auch näher.

Und dann muss ich sagen, je älter und zerbrechlicher Claus wurde, zeigte sich eine neue, weiche, menschliche Note an ihm, die das letzte Eis schmelzen ließ und die ihn mir immer näherbrachte.

Das war nämlich dann dieser Claus der auf unseren Demos – und waren sie auch noch so klein und unbedeutend – mit Gehstock und mit selbstgedrehter Zigarette im Mundwinkel auftauchte und uns einfach durch seine Anwesenheit und Teilnahme unterstützte. Er tauchte auf und erwartete weder hofiert noch gefeiert zu werden, er verteilte weder Tipps noch Ratschläge, was er sicher gekonnt hätte, sondern er war einfach da.

Zuletzt bei unserer *Offen Bleiben* Kundgebung im Juli diesen Jahres. Er tauchte am Gärtnerplatz mit seiner Lebensgefährtin Monika auf, beide standen am Rand der Bühne angelehnt und waren auf der Suche nach Träger*innen für die zwei Transparente, die sie mitgebracht hatten und die beim bevorstehenden Demozug mitgetragen werden sollten.

Dieser Claus hatte nicht mehr viel von einem Anführer sondern das war der Mensch Claus, der trotz seines hohen Alters für seine Überzeugungen einzustehen vermochte – mit einer beeindruckenden Selbstverständlichkeit, uneitel und ganz pragmatisch und weil das ja irgendwer auch machen muss. Claus, Danke.

Claus ist am 24. August 2023 gestorben.

Hinterland

Das Magazin
für kein ruhiges.

Hinterland #55
Herbst/Winter 2023/2024

IMPRESSUM

Titel: Michael Trammer

Herausgeber:

Bayerischer Flüchtlingsrat
Westendstraße 19, Rückgebäude
80339 München

Verantwortlich für diese Ausgabe:

Caroline Mulert & Gülcan Durak

Redaktion: Agnes Andrae, Gülcan Durak,
Simon Fiedler, Pit Kühnühl, Caroline Mulert,
Pezi Novi, Başak Özdemir, Laura Pöhler,
Marianne Walther, Matthias Weinzierl,
Christine Wolfrum

(Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.)

Kontakt: redaktion@hinterland-magazin.de

Gestaltung: Agnes Andrae (S47-100), Matthias Weinzierl (S1-46)

Druck: deVega Medien GmbH, Eitzenberger,
Media Druck Logistik, Eisele Druck
Anwaltinger Straße 10, 86165 Augsburg

Auflage: 1.500 Stück

Website: Anton Kaun, Jonas Langreuter

Anzeigen: anzeigen@hinterland-magazin.de

Jahresabo: 21,00 Euro

Abo-Bestellung: abo@hinterland-magazin.de

www.hinterland-magazin.de

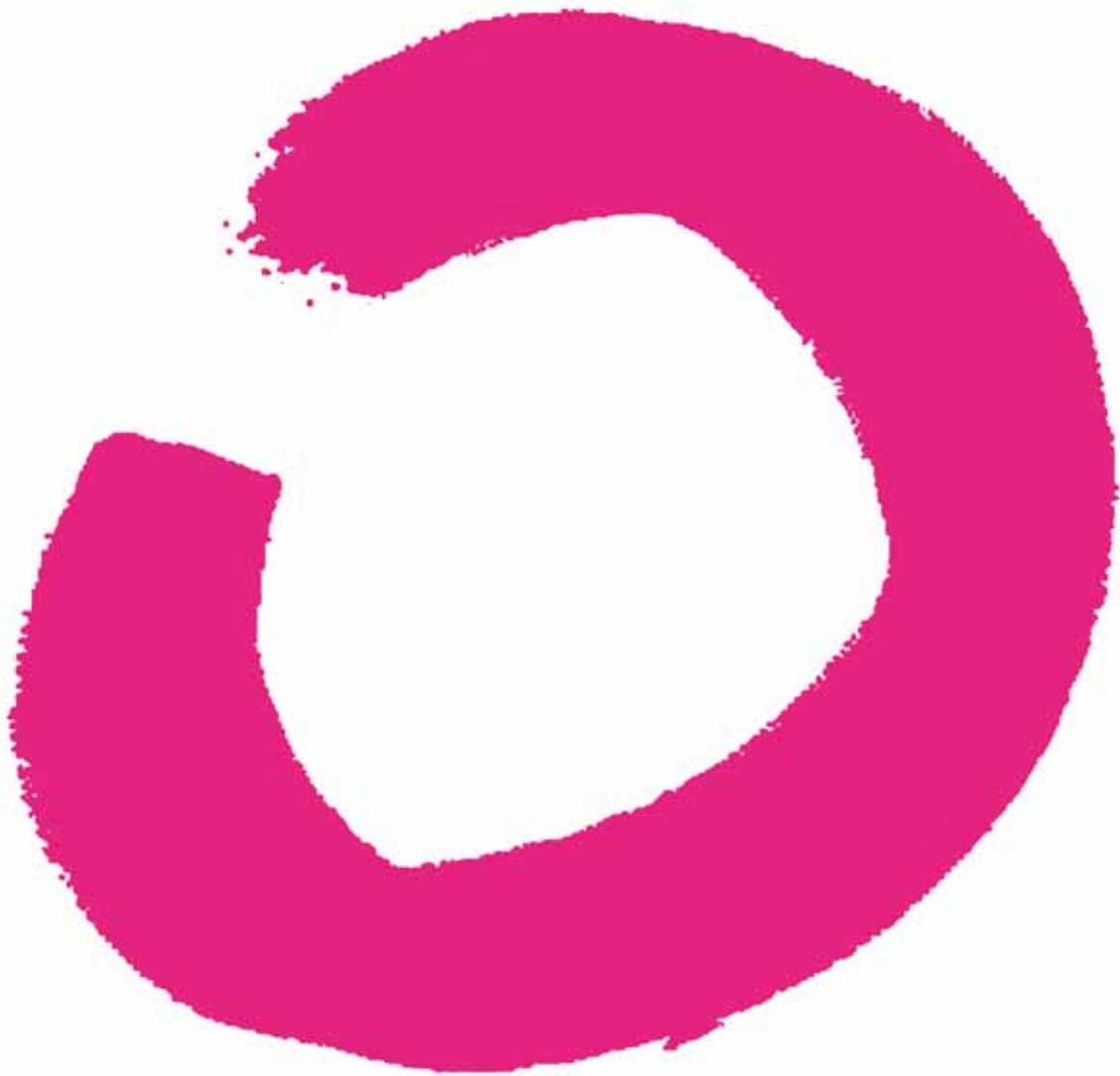
Eigentumsvorbehalt:

Diese Zeitschrift ist solange Eigentum des Absenders, bis sie dem Gefangenen persönlich ausgehändigt worden ist. Zur Habe-Nahme ist keine persönliche Aushändigung im Sinne des Vorbehalts. Wird die Zeitschrift dem Gefangenen nicht ausgehändigt, so ist sie dem Absender mit dem Grund der Nichtaushändigung in Form eines rechtsmittelfähigen Bescheides zurückzusenden.

STOP
GEAS

DEMONSTRATION
AM 26. NOVEMBER

Gemeinsam auf die Straße gegen
die Abschaffung des Asylrechts
in Europa am 26.11. in Berlin



Und du weißt, das wird passieren
Wenn wir uns organisieren

offen-bleiben-muenchen.de